Russ.
36

Aufs 36.

Mikrofilm vorhanden

<36636221700019

<36636221700019

Bayer. Staatsbibliothek

Etwas

über

die Ehsten

besonders

über ihren Aberglauben

R

Leipzig

im Schwickertschen Verlage 1788.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Brief.

Zehn Jahre bin ich nun schon in Ehstland, und habe Ihnen noch nicht Ein Wort von den Ehsten geschrieben. Das ist beynahe nicht zu vergeben. Ueberdieß haben Sie, da Sie im Auslande wohnen und wahrscheinlich auch dort bleiben werden, mir so oft Ihr Verlangen geäußert, über dieß Volk, (das freylich einem großen Theil hiesiger Deutschen ganz unwichtig und kaum des Anschauens würdig scheinet,) etwas Zusammenhängendes zu lesen, daß ich Ihnen eben so oft das Versprechen that: ich würde mit möglichster Aufmerksamkeit dieß Volk näher kennen zu lernen, und auch von hiesigen forschenden Freunden authentische Nachrichten, die dasselbe betreffen, zu erhalten suchen. Ausgerüstet mit einigen Bruchstücken,

erinnere ich mich meines Versprechens, und theile Ihnen jetzt das Resultat von meinen dießseitigen Bemühungen mit. Wenn Sie, als Kenner, in andern Schriften dieser Art Ordnung und Zusammenhang, philosophischen Scharfsinn und eine gründliche Entwickelung hieher gehöriger Ideen mit Recht suchen; so werden Sie, wie ich gewiß glaube, bey Lesung dieser Nachrichten und Fragmente sich stets einfallen lassen, daß Sie vertraute Briefe lesen. Voll Vertrauen also auf Ihre literarische Genügsamkeit, gehe ich zur Hauptsache.

Nach meiner Ueberzeugung ist man in neuern Zeiten in der Beobachtung eines Volks, das zwar durch keine auffallenden wiederholten Revolutionen sich auszeichnet, desto mehr aber in dem Ganzen seiner Denkungsart und seiner Neigungen in dem innern Seelengepräge von andern abweichet, zu gleichgültig gewesen. Diesem fast ganz vernachlässigtem Volke bis in Urzeiten, so viel als möglich, zu folgen, und auf seine Gewohnheit zu denken und zu handeln die möglichste Aufmerksamkeit zu richten, daran lag gelehrten und forschenden Männern des vorigen Seculums weit mehr, als man's in unserm an Untersuchungen aller Art so fruchtbaren Jahrhundert entdeckt. Ansehnliche Edelleute und Männer im Predigtamte

bey diesem Volk, als beständige Zeugen seiner Denkart und Sitten, hielten's nicht für zu klein, sich genaue Bekanntschaft mit seinen verjährten Vorurtheilen und oft höchst närrischen Einbildungen zu verschaffen. Man kennt noch die Bemühungen eines Gutslef, eines Böker; beyde Prediger des vorigen Jahrhunderts in Ehstland. Man weiß es, daß sogar hohe und untergeordnete Regierung zu der Zeit, als dieß Land noch unter Schwedischem Zepter stand, sich erboth, den genannten und andern forschenden Männern in Untersuchung und Abschaffung thörigter, das Christenthum, oft die Menschheit entehrender Begriffe und Gebräuche, die damahls freylich zahlreicher als jetzt unter diesem Volke herrschten, hülfreiche Hand zu leisten. Die von Böker gesammleten Entdeckungen und Berichte darüber drangen bis zum königlichen Thron, und man war herablassend, wahrheitliebend und eifrig genug, dem Geistesunfug der Ehsten auf alle Weise und durch die wirksamsten Mittel ein Ende zu machen, wenigstens ihn einzuschränken. Universitäten, als competente Richter, nahmen sich der Sache an, billigten laut Privat-Unternehmungen aufgeklärter und thätiger Geistlichen in diesem Lande, ermunterten sie öffentlich zu fernern ähnlichen Bemühungen, und waren überhaupt fortdauernd wachsam

und thätig, ein in verschiedener Rücksicht damahls räthselhaft zu nennendes Volk ganz kennen zu lernen, und nach erlangter Kenntniß desselben es möglichst aufzuklären und zu bessern. Es gibt noch Schriften, (ob sie gleich höchst selten geworden sind,) deren Verfasser, die vorher genannten Männer, auf alles, was dieß Volk angeht, ihr Augenmerk richteten, vorzüglich aber darauf, welchen Ursprung gewisse vorgefundene Theile seines Aberglaubens gehabt, welches Wachsthum sie genommen, wie sie sich ausgebreitet, und welchen Einfluß sie in das lautere Christenthum bewiesen haben. Solche Schriften wurden von der damahligen Dörptischen Universität mit Empfehlungsschreiben versehen, worin nicht nur erwähnter Gutslef mit verdienten Lobsprüchen belohnet, sondern auch jeder dem Aberglauben, diesem vielköpfigen Ungeheuer und wahrhaftigen Abkömmling des Götzendienstes, abgeneigter Lehrer zu ähnlicher Aufmerksamkeit auf Ehstnische abergläubische Sitten und Gewohnheiten und zu ernstlicher Mühanwendung in Abschaffung der in seiner jedesmahligen Sphäre herrschenden Vorurtheile nachdrücklich und rührend angehalten und aufgefordert wurde. So ließ besonders die theologische Facultät der genannten Universität 1644 zu des seligen Gutslef Widerlegungsschrift gegen allgemein herrschende ab-

göttische und heidnische Gedanken der Ehsten von einer gewissen Mühle, wovon ich Ihnen nächstens mehr erzählen werde, eine für ihn selbst sehr schmeichelhafte, für seine Amtsbrüder aber zur Nachahmung seiner heilverbreitenden Arbeiten anfeuernde Vorrede verfertigen.

Ob die Bemühungen der jetzigen Denker, und besonders der Lehrer in diesem Lande, den Ehsten als Menschen in allen ihren Handlungen und Verhältnissen recht nachzuforschen, um ihnen gleichsam Schritt vor Schritt nachzufolgen, den Grad der Emsigkeit und des Ernstes der Untersuchungen jener Männer haben? das will ich, lieber Freund, hier nicht weitläuftig aus einander setzen. Vielleicht trägt dieses Volks Charakter und sein Verhältniß gegen die Deutschen jetzt auch mehr als jemahls dazu bey, daß man es nicht würdigt, bis zu seinen Lieblingsmeinungen sich herabzulassen, und dadurch immer mehr Thatsachen als Bestandtheile zu seiner vollkommenern Charakteristik zusammen zu bringen. Diese Nation lebt in Sclaverey; zwar nicht in einer solchen, die dem Begriffe des Worts seinem ganzen Umfange nach entspricht; aber doch immer noch in Sclaverey. Vielleicht könnte man, ohne sich zu widersprechen, diese Art der Leibeigenschaft

eine freye nennen. Despotismus soll sich nicht ereignen; Schutz wird dem Volke auch nicht versagt, wenn es zu sehr gedrückt wird; ja es hat jetzt so gar Vorsprecher in gewissen Gerichten aus seinem eignen Mittel, die Sitz und Stimme darin haben. Aber dabey bleibt es doch immer von seinen Gutseigenthümern oder Pächtern in einer solchen Abhängigkeit, die ihm Zeit und Lust, sich aufzuklären, benimmt; die es wenigstens diese Bestrebung höchst mühsam und zu seinem äußern Glücke fruchtlos ansehen läßt. Es arbeitet größtentheils für seine Herren, und fühlt es nur zu oft mit innigem Verdruß, daß es kein wahres, eigentliches Eigenthum besitzt. Es ist ein Volk, zu Tagelöhnern in seinem ganzen Umkreis herabgewürdigt; Tagelöhner aber findet man nicht wichtig genug, ihnen mit Beobachtungslust und Lernbegierde nachzugehen. Man zweifelt gemeiniglich zu voreilig daran, an und unter ihnen etwas zu finden, das zu fernerm Nachdenken über sie, und dadurch zu einer wohlthätigen Belehrung für das ganze Volk selbst veranlassen könnte. Die Sclaverey dieser Nation ist also wahrscheinlich eine der Hauptursachen, warum man sie keiner absichtlichen Aufmerksamkeit würdigt. Ich sage mit Fleiß, keiner absichtlichen Aufmerksamkeit: denn zufällige Bemerkungen sind häufig genug; aber sie sind es bisher auch nur allein

gewesen, und zufällige Entdeckungen sind noch nicht hinlänglich, ein Volk ganz kennen zu lernen, oder seinen National-Charakter bestimmt angeben zu können.

Eine andere Quelle der sichtbaren Gleichgültigkeit gegen das Studium dieses Volks, oder vielmehr ein Haupthinderniß hierin, scheint mir das allgemein herrschende Mißtrauen der Ehsten gegen alles, was Deutsche heißt, zu seyn. Es ist dieses Mißtrauen aus obgenanntem Verhältniß derselben gegen ihre eigentlichen Herren sehr leicht herzuleiten. „Wer uns an einer Seite wehe thut, (so denkt dieß Volk) dem müssen wir nicht alle unsere Seiten muthwillig bloß geben.“ Ob es zu solchem Gedanken so ganz und allgemein berechtigt? ist eine andere Frage. Daß es dazu in ältern Zeiten Grund genug gehabt hat, ist wohl nicht zu läugnen. Ich will Ihnen Beweise und einen Umstand anführen, woraus Sie die höchst wahrscheinliche Tyranney ehemahliger Deutschen gegen diese Nation schließen, und folglich ihr Mißtrauen gegen jene nicht ungegründet finden werden. Wenn Aeltern durch alle andere Arten der Besänftigung ihre schreyenden Kinder nicht zum Stillschweigen bringen können, so wählen sie endlich das Mittel, ihnen zu zureden: Laxſad tulewad! (die

Deutschen kommen) — Die Gelindigkeit der Herren in diesem Lande nimmt aber heutiges Tages merklich zu. Ausübung wahrer Menschenliebe, Versüßung des Sclavenjochs und mögliche Erleichterung sehr vielen Bauernelends ist jetzt in vielen Gegenden das Hauptbestreben menschenfreundlicher Gutsbesitzer, denen Schicksal und hergebrachte Gewohnheit Mitbrüder zum erblichen Eigenthum gegeben hat. Aber von alten Zeiten her eingewurzelt ist doch nun einmahl dieß Mißtrauen der Ehstnischen Nation in ihren Seelen. Daher so viel Behutsamkeit; daher so viel Schleichendes in ihren Handlungen; daher sorgfältige Verschweigung ihrer Lieblingsmeinungen zu der Zeit, da etwa Deutsche von der Fortpflanzung, den Folgen und Wirkungen dieser Meinungen in ihrem eigenen Zirkel Zeugen seyn könnten.

Zu diesen zwey Gründen, glaube ich, kann ich noch einen dritten hinzufügen, und das ist die den Ehsten allgemein zugeschriebene Dummheit. Es ist wahr, sie haben wenig Begriffe, und diese noch dazu wenige innere zusammenhängende Wahrheit und Deutlichkeit. Man achtet daher das Volk nicht, das nur zu grober Handarbeit geschaffen zu seyn scheint. Man trauet ihm nichts Bemerkenswerthes mehr zu, sobald man es nur als

dumm hat kennen gelernet; gleich als ob nur das bemerkenswerth sey, was einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, oder als ob da gar nichts Merkwürdiges mehr zu sehen sey, wo wenig wahre oder gesunde Begriffe sich äußern. Und wenn auch, wie nicht zu läugnen ist, die Zahl der richtigen Begriffe bey diesem Volke durch denkende und herablassende Edelleute, durch geschickte, gewissenhafte und thätige Prediger mehr und mehr zunimmt; so dauert doch im Allgemeinen die Geringschätzung der Ehsten oft bloß aus dem Grunde der Dummheit fort, und macht, daß man gleichsam absichtlich die Menge ihrer falschen und lächerlichen Begriffe verschleyert, und dieselben in sich selbst gleichsam fortarbeiten läßt. — Doch, lieber Freund, für dieß Mahl sey's genug. Im nächsten Briefe werde ich meinen Faden schon anzuknüpfen wissen. Leben Sie wohl.

Zweiter Brief.

Ich habe Sie, mein Theurer, zuletzt mit einigen Bemerkungen unterhalten, die ich selbst im Allgemeinen über das Volk, in dessen Zirkel ich lebe, angestellt und gesammlet

habe. Dieß war aber mehr Einleitung zu demjenigen, was ich Ihnen nunmehr in diesem und den nächsten Briefen, theils aus den Erzählungen glaubwürdiger Gewährsmänner, theils als Resultat meiner eigenen Erfahrungen und Auslockungen, (wenn nähmlich die Rede vom Aberglauben seyn wird) sagen will. Ich kann und will mich aber, (welches Sie besonders zu merken belieben werden,) jetzt nicht auf eine ausführliche Zeichnung des National-Charakters der Ehsten, noch viel weniger auf Entwerfung einer zusammen hängenden und chronologisch fortschreitenden Geschichte dieses Volks einlassen.

Es kann vielleicht wahr seyn, wie schon andere vor gar langer Zeit bewiesen zu haben glaubten, daß die Vorältern der Ehsten sehr früh aus Asien in hiesige Gegenden gekommen, und ursprünglich Asi, dann Aesthi, und zuletzt, mit einer Deutschen Endung, Ehsten genannt worden sind. So viel scheint indessen gewiß zu seyn, daß sie in ihren vorigen Wohnsitzen schon früh einen höchsten Gott verehret, und diese Verehrung mit allem demjenigen, was ihm früh eigen war, in ihre jetzigen Gegenden mitgebracht haben. Diesen höchsten Gott uannten sie Jumal oder Jomal, wie er auch jetzt in ihrer Sprache noch heißt. Sie

dienten und opferten ihm im eigentlichsten Verstande auf eine heidnische Weise. Darauf, nach geschehener Vermischung mit andern Völkern, die aus mitternächtlichen Gegenden zu ihnen gekommen seyn sollen, haben sie den Gott dieser Ankömmlinge, Nahmens Thor oder Turris, nicht minder ehrwürdig gefunden, und ihm in Gemeinschaft mit ihrem Urgotte gleichen Dienst erwiesen. So ging's geraume Zeit, bis ganz neue Generationen diese beyden Hauptgötter mit einander verwechselten, und Einen daraus machten, dem sie vorher genannte beyde Nahmen willkührlich beylegten. Sie sollen auch ihre Heerführer nach ihren Göttern, besonders nach dem Thor, durch die Versetzung dieses Worts vor ihre eigenthümlichen Nahmen, und umgekehrt die Anführer nach ihrem Tode nach ihrem Gotte benannt, und unter solchen mit abwechselnden Begriffen gleich bleibenden Nahmen verehrt haben. Man fand Nahmen, die sie ihren Kindern beygelegt haben, welche aus diesem Hauptnahmen zusammen gesetzt gewesen sind. So beurtheilte Bökler die vorgefundenen Namhen: Thorsa-Michel, Thorsa-Thomas ꝛc. Um einem gewissen Strande unweit Reval eine Art von Heiligkeit beyzulegen, nannten sie ihn ebenfalls Thors-nyme. So bezeichneten sie auch den Donnerstag mit dem Nahmen dieser Gottheit, welcher oft von ihnen

Thorspehm (Tag des Thor) genannt wurde, und derselben Gottheit heilig hieß. Den Donnerkeil oder Donner überhaupt schrieben sie ihr als ein vorzügliches Kennzeichen ihrer Macht zu. Diesen Gott erkannten sie für ihren Schöpfer, Erhalter und Schützer gegen gewisse böse Untergottheiten, die ihnen wehe thun wollten. Der Donnerkeil, glaubten sie, wäre das Rachschwerdt, oder vielmehr der Hammer, womit ihr Gott diese bösartigen Untergötter zerschmettere, wenn sie dem Wetter schaden oder der Aernte allerley Hindernisse entgegen setzen wollten. Um nun dieser Wohlthaten unverrückt und fortdauernd theilhaftig zu werden, sahen sie es für nothwendig an, überhaupt zwar, aber besonders doch am Donnerstage sich vor gewissen Sünden in Acht zu nehmen, und sie erklärten Sturmwind, Gewitter, Platzregen und Hagel für unmittelbare Folgen der Ungnade und des Zornes dieser Gottheit, die sie durch ihre Missethaten sich zugezogen hätten. Böкler konnte noch zu seiner Zeit (vor hundert Jahren) schreiben, daß sie dem Donnerstag einen höhern Grad von Heiligkeit als selbst dem Sonntage zugeschrieben hätten, obgleich das Christenthum damahls schon lange in diesem Lande ausgebreitet worden war. Auch ist noch in neuern Zeiten eine Spur ihres ehemahligen Götzendienstes in manchen Gegenden

darin zu finden gewesen, daß sie dem Donnerstag vor andern Arbeitstagen einen merklichen Vorzug gaben; und ganz gewiß würden sie nicht alle und jede Frohngeschäfte, (wie man mir versichert hat,) an demselben betrieben haben, wenn sie nicht durch Zwang dazu wären angehalten worden.

So und ähnlich sah' es um die Geistesangelegenheiten dieses Volkes aus, als das Land im Jahr 1158 durch jene bekannten Bremischen Kaufleute entdeckt wurde. Dieß fruchtbare Land erhielt bald von den Deutschen viele und ansehnliche Einwohner. Bald nach der Entdeckung wurde Meinhard zum ersten Bischof eines Rigaischen Bisthums gemacht, und nicht lange darauf erhielt der Schwerdtbrüder-Orden seinen Ursprung, der sich in Gemeinschaft der Obergeistlichkeit von diesem Lande völlig zum Herrn machte, und fast alle Rechte eines Souverains besaß und ausübte. Innocentius III. mochte, bey Bewilligung verschiedener Erlaubnisse und Rechte, die gänzliche Bekehrung der Ehsten wohl zur Absicht haben; aber man weiß es auch in welchem Grade gut, weise angestellt und zweckmäßig die damahligen Bekehrungen gewesen sind. Also an Bekehrung dem Nahmen nach fehlte es den damahligen Ehsten auch nicht. Sie wurden alle Christen; aber gewiß war

dieß nur eine erzwungene, politischer und herrschsüchtiger Absichten wegen geschehene Zusammentreibung zu so genannten christlichen Zusammenkünften, die nicht einmahl das Ablegen auffallend barbarischer und rauher Sitten, wie es doch die Geschichte von andern bekehrten Völkern meldet, geschweige denn ein gänzliches Ablegen der vormahligen dummen Begriffe und Götzenanhänglichkeit, die im Verborgenen fortwirkte, zu unmittelbaren Folgen hatten. Welche Verwirrungen herrschten damahls! welche Uneinigkeiten zwischen Orden und Bischöfen, welche Kriege fanden hier gewöhnlich ihren Schauplatz! Welche Unwissenheit, welche niedrige Absichten blickten aus dem ganzen Betragen, selbst aus den Amtsverrichtungen catholischer Seelsorger hervor! Diese Umstände waren Pfleger der Lieblingsmeinungen der Ehsten; und so genähret, mußten sie, anstatt unfruchtbar zu bleiben, neue, viele neue Geburten bey allem äußern Bekenntniß des Christenthums hervorbringen.

Mit der Reformation, die gleich früh nach Liefland kam, breitete sich auch ein neues Licht in allen Gegenden dieses Landes aus: und es ist nicht zu läugnen, daß unter den ersten lutherischen Predigern viele gewesen sind, die sich ein Hauptverdienst daraus machten,

mit den Ehsten, die man damahls noch für nicht viel mehr als Heiden ansehen konnte, neue Verfahrungsarten zu unternehmen, und das Bekehrungswerk gleichsam von vorn anzufangen. Aber es geschah doch in den mittlern Zeiten, nach der Reformation, nicht allgemein, vielmehr höchst selten, daß sich Männer mit hellem Verstande und einem Christenbeglückung athmenden Herzen an das große Werk machten, und, um etwas Neues pflanzen zu können, erst alte verjährte Vorurtheile, als Zweige des neu gepflegten Heidenthums, rathsam auszuspähen, und unverdrossen durch dienliche Mittel auszurotten suchten.

Diese kurze historisch-raisonirte Vorbereitung wird Ihnen, lieber Freund, wie ich mir schmeichele, nicht überflüßig, wenigstens (denn Sie sind ja Geschichtskenner) nicht anstößig oder beleidigend vorkommen. Sie war, dünkt mich, nöthig, um zu der Aushebung (denn mehr soll's nicht seyn,) einiger Meinungen dieses Volks, übergehen zu können, die theils ehedem, theils noch gegenwärtig von demselben, freylich mit Modificationen, die nach den verschiedenen Gegenden Ehstlands auch verschieden sind, geheget werden. Nach den Erfahrungen, die ich in meinem Zirkel zu sammlen Gelegenheit gehabt habe, ist überhaupt die

ganze Gedankenreihe der Ehsten in Fällen, wo sie sich über die täglichen Gegenstände der Arbeit und des Genusses etwa noch empor schwingt, ein Gemisch von einigen wenigen ziemlich unfruchtbaren christlichen Glaubenssätzen und einem Wust von sich wider sprechenden Nebenmeinungen, die zum Theil noch aus dem Heidenthum sich erhalten, dabey aber eine abgeänderte Gestalt angenommen haben, je nachdem neuere Veranlassungen zu ihren verschiedenen Einkleidungen und zu der Unkenntlichmachung ihrer ersten Abstammung mehr oder minder beytrugen. Vieles, sehr vieles hat dieß Volk in seinen abergläubischen Meinungen mit andern Völkern, besonders den Deutschen, gemein; obgleich das Meiste in seinem eigenen Wirkungskreise von Generation zu Generation, theils sich immer gleich bleibend, theils, mit Annahme zufälliger Veränderungen in Nebenideen, fortdauert und sich fortpflanzt. Ja, es ist nicht zu läugnen, daß mancher Deutsche durch gewisse nahe Verhältnisse mit Gliedern dieses Volks sich hat hinreißen lassen, wider sein vormahliges besseres Bewußtseyn, manches von ihren National-Vorurtheilen anzunehmen, und endlich ihnen, wo nicht lauten, doch stillschweigenden Beyfall zu geben. Mancher aus den aufgeklärten Ständen derselben nimmt noch Vorbedeutungen an, die der schlichte Menschenverstand

bey Menschen der niedrigern Klasse als offenbar lächerlich ansieht und verwirft, und hängt ihnen dergestalt an, daß er die ganze Zukunft in gewissen Verhältnissen nach ihnen beurtheilt. Forscht man nun unpartheyisch nach ihrer Quelle; so war es ein Ehste oder eine Ehstinn, welche Deutsche Seelen hierin umzustimmen im Stande waren.

Alle mehr oder weniger grobe abergläubische Meinungen der Ehsten, die vor und nach den Zeiten der Reformation unter ihnen herrschten, hier anzuführen, ist meine Absicht nicht, würde auch für Sie, mein Lieber, unnütz seyn; indem immer einerley Gegenstand in unendlich viele Kleider gehüllet, erscheinen dürfte. Ich will Ihnen nur aus frühern und spätern Einbildungen aus schon vertilgten und noch dauernden Theilen ihres abgöttischen und abergläubischen Gewebes einige auszeichnen, ohne mich bey Erklärungen aufzuhalten, die diese Nation, wie manche Deutsche von gewissen Luft- und andern Erscheinungen, zu machen pfleget, und welche ihr um so mehr zu vergeben sind, je öfter man sie von aufgeklärten Christen noch machen höret, die doch mehr astronomische Kenntnisse besitzen können als diesem gedrückten Volke bisher nützlich waren. Solche und ähnliche Vorur-

theile, die den Ehsten mit andern Völkern gemein sind, finden Sie, wenn Sie sie zu lesen Lust haben sollten — oder Sie werden sie vielmehr schon gelesen haben — in einem Buche, das Grab des Aberglaubens genannt, beysammen. Gesichert also vor der Mühe eines unnöthigen Abschreibens, fange ich an, Ihnen so was zu melden, was Sie, wie ich glaube, anderweit nicht so leicht erfahren dürften.

Alt, und in vorigen Zeiten am meisten Aufsehen machend, war unter diesem Volke die Verehrung eines gewissen heiligen Baches, Wöhhanda. Es war derselbe besonders im vorigen Jahrhundert berühmt, und hatte seinen Ursprung in einem kleinen unweit eines Berges belegenen Walde. Seine Quelle war von einer Art Hain eingefasset, den man von dahin verpflanzten Bäumen verschiedener Gattung gebildet hatte. Diese wurden so heilig gehalten, daß keine Axt sie berühren durfte. Das Wasser dieser Quelle verbreitete und vermehrte sich in seinem Abflusse immer mehr und mehr, durchfloß in verschiedenen Krümmungen viele Districte, und wurde endlich zu einem ziemlichen Bache, der nun obgenannten Nahmen führet. Er war, wie man berichtet, angenehm rieselnd und fischreich. Das Vorurtheil wegen seiner Heiligkeit (weßhalb man

ihn auch Pöha Jögge oder den heiligen Bach nannte) und die darauf sich gründende Anhänglichkeit an demselben bestand darin, daß man glaubte, die Witterung verändere sich zum Schaden des Landes, wenn der Bach mit seiner Quelle nicht seine jährliche Reinigung erhalte, oder wenn man ihn durch Hineinwerfen schwerer und unreiner Dinge beunruhige, wodurch er dann zur Rache und Strafe gereizt werde. Wenn man in seine Verehrer drang, Ursachen von diesem Wahn anzugeben; so beriefen sie sich immer auf alte hergebrachte Gewohnheit ihrer Vorfahren, welche die Witterung durch Hülfe dieses Bachs und seiner Quelle willkührlich verändert hätten, je nachdem sie beyde mit fremdem Theilen vermischt, oder eine versöhnende Reinigung unternommen hätten. Im ersten Fall wäre der Bach Schöpfer des Regens, und im zweyten des heitern und trockenen Himmels gewesen. Wer sieht nicht aus dieser von verschiedenen Personen und zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten gegebenen und doch sich immer gleichen Antwort, daß die ganze Sache ein Ueberbleibsel des Heidenthums war! Und dieses herrschte noch im vorigen Jahrhundert mit allen seinen Nebenideen in Liefland. Wahrcheinlich war die Gegend, wo der Bach entprang, der Ort, an welchem die Vorältern

der Ehsten einen Abgott verehrten, von welchem ihre spätern Nachkommen nichts Zusammenhängendes mehr wußten, wovon sich aber die Vorstellung daß der Ort überhaupt heilig sey, durch Tradition bis auf sie fortpflanzte. Diese Verehrung beweisen zum Theil folgende von Ehsten selbst ausgesagte Erzählungen. Ein Bauer beraubte eines Tages den Hain eines einzigen Baumzweiges, und nach sehr kurzer Zeit erfolgte sein Tod zur Strafe seiner Bosheit. — Ferner ein rasches Weib brach ebenfalls, dicht an der Quelle, aus langer Weile oder angeborner Flüchtigkeit einen Zweig von einem Baume ab, und erfrechte sich, die Tiefe derselben damit zu messen, und dabey allerley spöttische vom Teufel hergenommene Ausdrücke zu gebrauchen. Bald darauf wurde sie krank, wurde hin und her gerissen, schwoll an, und wurde von ihrer Qual nicht eher befreyet, als bis sie ihrem Manne ihre Sünde bekannte, und dieser eine besänftigende Reinigung der Quelle vollbrachte. Auch schwatzte man viel von Erscheinungen, die folglich in den Augen der vorher schon eingenommenen Thoren den Ort noch heiliger machten. Doch ich muß schließen, weil ich keine Abhandlung sondern einen Brief schreibe. Die Wichtigkeit dieser Sache (denn diese Quelle, wenigstens die Gegend derselben, hat noch lange nach der Zeit,

von welcher eigentlich die Rede ist, ihre Verehrer, wenigstens ihre staunenden Angaffer unter den Ehsten gehabt) erfordert es, daß ich Ihnen künftig etwas Ausführlichers davon berichte. Bis dahin werden Sie Sich also gedulden.

Dritter Brief.

Sie wollen schlechterdings, wie ich aus Ihrer letzten Antwort geschlossen habe, noch mehr von alten und neuen abergläubischen Vorstellungen unserer Ehstnischen Bauern hören. So sey's dann drum, und ohne fernern Eingang fahre ich in meiner neulich abgebrochenen Erzählung fort.

Nachdem der Bach mit seiner Quelle, wovon ich Ihnen zuletzt zu schreiben den Anfang machte, lange genug den Geruch einer Heiligkeit gehabt und verbreitet, auch nicht wenig Verehrung und Söhnopfer erhalten hatte, wurde endlich in einer Gegend, durch welche der Wöhhanda fließt, von dem damahligen Gutsbesitzer über demselben eine Mühle angelegt, deren Zubereitungen schon schlechterdings

den Lauf des Wassers hindern mußten. Was konnte wohl für Leute, die den Wahn von besonderer Göttlichkeit und Wunderkraft dieses Wassers tief bey sich hatten wurzeln lassen, bestürzender seyn, als dieses! Aber noch bewegter, eifriger und vester in der gefaßten Meinung wurden sie durch die zufällig zusammen laufenden Umstände; denn eine schreckliche, landverderbende Veränderung des Wetters schien die unmittelbare Folge von der Erbauung dieser Mühle zu seyn. Sogleich fiel eine große Anzahl bewaffneter Bauern über dieselbe her, und kaum ließen sie sich von einigen dazu kommenden angesehenen Männern in ihrer heiligen Wuth aufhalten. Man mußte, wenn Zuredungen fruchten sollten, gewisse Bedingungen eingehen, welche zur damahligen Sicherheit eine nothwendige Herablassung zu der herrschenden Denkungsart waren. Man mußte mit den empörtern Verfechtern der Heiligkeit des Flusses behaupten, daß, wenn die Witterung nach acht Tagen nicht anders würde, die Mühle und der durch sie entehrte und erzürnte Fluß einzig und allein daran Schuld, und die erstere deßhalb ohne Barmherzigkeit abzureißen wäre. Gleich darauf wurden die Anführer des wilden Haufens eingezogen und gerichtlich abgehöret, aber doch, wiewohl unter harter Bedrohung, für dieß Mahl wieder entlassen. Das Wetter

änderte sich indessen nicht, sondern nahm vielmehr zum Schaden der Landleute in der Unregelmäßigkeit zu. Nun half keine gerichtliche Drohung mehr. Die Bauern lebten nunmehr bloß für ihren Pöha Jögge. Ein großer Schwarm bestürmte um Mitternacht mit mannichfaltigen Waffen die Mühle, steckte sie in Brand, und raubte zur Bestrafung der Störer des Flusses alles, was man fand und fort bringen konnte. Das Wetter änderte sich noch nicht. Unterdessen hatte ihre Wuth sie so verblendet, daß sie allerley neue Beschuldigungen wider die Eigenthümer, wegen Entheiligung des Wassers durch todtes Vieh und ähnliche verunreinigende Dinge, hervorbrachten. Nicht so sehr ihrer heidnischen Blindheit als vielmehr des gestifteten Schadens wegen, stellte man eine scharfe Untersuchung wider die Thäter an. Man verdammte viele zu empfindlichen Ruthenstreichen, welche sie aber mit Gleichgültigkeit, wie Märtyrer, die um einer gerechten Sache willen litten, erduldeten. Eine gleichsam religiöse Traurigkeit, Melancholie und schleichender Grimm verbreitete sich jetzt überall. An allen Orten schrie man laut über Entehrung des Aernte- und Freudengebers. Hier ließ der trauernde Ehste sein Pöha Jögge, dort der sonst gute, nun aber auch vom Irrthum hingerissene Lette sein Schwäti Ybbe erschallen. Innerer Krieg der

Bauern mit den Deutschen schien schon unvermeidlich zu seyn, indem jene selbst laut und ohne Furcht solchen Krieg unter einander weissagten. Aber weise Maßregeln, die man noch zu rechter Zeit anwendete, und nachdrückliche Bestrafungen der Rädelsführer bey den zu dem boshaften Zwecke sich täglich haufenweise versammlenden Bauern richteten fürs Erste doch so viel aus, daß man von unmittelbar darauf folgenden Unruhen nichts erfuhr.

Aus welchem Gesichtspuncte man damahls diese Unruhen betrachtet, zu welcher allgemeinen Freude ihre erste Stillung veranlaßt, und wie weit überhaupt der Aberglaube zu dieser Zeit um sich gegriffen habe, das werden Sie aus folgendem Deutschen Gedicht, das ich nur mit großer Mühe ausfindig gemacht habe, aufs deutlichste ersehen können. Es schreibt sich von einem gewissen Joachim Rachel her, der wahrscheinlich damahls ein Mitglied der Dörptischen Universität war. Ueberhaupt, dünkt mich, sind solche Gelegenheitsschriften, wenn man ihrer nur immer habhaft werden könnte, die besten Belege historischer Wahrheiten und Thatsachen, wenn von Oertern und Zeiten die Rede ist, von denen in zusammen hängenden Werken sehr wenig vorkommt. Ich werde deßhalb in einem

der folgenden Briefe, worin ich Ihnen die großen Verdienste des Predigers Gutslef um die Verminderung abergläubischer Vorstellungen und Sitten näher zu beweisen suchen werde, mehrere lateinische Gedichte anführen, um Ihnen diesen hochverdienten Mann unvergeßlich zu machen. Denn es ist nach meiner Ueberzeugung schon ein sehr großes Verdienst, Vorurtheile auszurotten, zumahl solche, die zur thätigen Beleidigung und Ruhestöhrung, wenigstens zum steten Schrecken der klüger denkenden Einwohner werden können; sey's auch, daß der Ausrotter nicht sonderlich viel positives Gute an ihrer Stelle pflanzet. Das erste Gedicht, welches zu meiner jetzigen Absicht dienen kann, ist das hier folgende. Ich habe mit Fleiß alle vorgefundene Charaktere nebst der Schreibart beybehalten, um Ihnen das Alterthum desselben sichtbarer zu machen, und folglich das Gedicht authentischer erscheinen zu lassen.

Auf die verbrandte Mühle in Liefland.

Wie erstlich Gott der HErr diß alles hatt erschaffen,
Was da vergenglich ist, vnd geht im Tode schlafen,

Ging Er mit sich zu rath, wie Er auch machen wollt
Ein Jhm geleiches Bild, daß ewig herrschen sollt
Vnd walten über alls, was dieses Rund bedecket.
Den Rath beschloß das Werk, der Mensch der ward erwecket.
O ein glückseligs Thier, wenn nicht der Schlangen Gift
Den schlechten Herzen hett ein Vnglück angestift.
Durch dieses Drachen Rath ließ sich der Mensch verführen,
Wollt selbst Gott selber seyn, vnd ließ nichts an jhm spüren,
Als alles wieder Gott, ward seines Schöpfers Feind
Durch diesen schnöden Fall, den noch die Welt beweint.
Vnd wie der erste Mensch, so blieb auch aller Saamen
Der Kinder, die die Arth des Vaters an sich nahmen,
Vnd ob wol Gottes Bild in jhren Herzen blieb,
War niemand, der doch nicht das Widerspiel betrieb,
Sie wurden alle sampt Verächter, lose Spötter,
Verließen jhren Gott, und machten ander Götter,
Da jhnen selbsten war verboten Gott zu seyn.

Sie ehreten ein Bild von ausgehawnen Stein,
Ein nichtig lebloß Holz, den Mond vnd auch die Sterne,
Die Sonne, die hierob auch Schamroth ward von ferne,
Vnd trawriglich verhült jhr schönes Angesicht
So gar kund sie auch selbst den Grewel sehen nicht.
Das Volk von Nilus Heer beginte hoch zu ehren,
Anubis seinen Hund, vnd niemand durft versehren
Des Knoblauchs heilig Häupt, es waren jhrer viel
Die Göttlich ehreten den schwartzen Crocodil.
So thate dieses Volk, so thun annoch viel Russen,
Vnd viel Estohnen auch, der Aberglaub genossen
Die setzen jhnen auch gemahlte Götzen ein
Die rauchgelb am Gesicht gleich wie sie selbsten seyn.
Des HErren heilig Creutz wird hoch allhie geachtet
Der aber wird verschmäht der daran ward geschlachtet.
Die Hayne heiligt man, gräbt da die Todten ein
Die Jährlichs ungehewr geklaget müssen seyn.
Die kleine Bächlein sind auch heilig hie geehret.

Es ward für kurzer Zeit das ganze Land versehret,
Durch eine kalte Luft, die beste Sommerzeit
War gleich dem späten Herbst mit steter Feuchtigkeit,
Das Feld stund trawriglich vom nassen Sturm erschlagen,
Der arme Bawresmann beginte sehr zu klagen,
Die Kerzen halfen nicht, die er dem Abgott brandt,
Ein früher Frost fiel ein vnd tödtet ganz das Land.
Die Erndte kam herzu den Acker einzuschneiden,
Da war für Habern Stroh, vnd Vnkrawt für Getreiden,
Der bleiche Hunger folgt, grub Wurzel aus für Brod,
Vnd raufet Moß für Mehl zu stillen seine Noth.
Hie kam der Aberglaub vnd sprach, daß dieser Schaden
Sey durch was sonderlichs dem Lande aufgeladen,
Er zeigte einen Bach, wie auff den heilgen Grund
Ein herrliches Gebäw vnd große Mühle stund,
Vnd eben diese sey ein Vrsach zum verderben,
Vnd wenn sie länger stünd, man müste Hungers sterben,
Die Heiligkeit des Bachs, vermög des Bawes nicht,

Noch des Getümmels auch, wenn jhr die Mühle bricht.
So bald sie diesen Wahn nur hatten eingenommen,
Die Bawren hielten Rath, sie wollten alle kommen,
Vnd machten von der Mühl ein lustig Frewdenbrand
Vnd sühnen also aus jhr abgefrohrnes Land.
Kaum hatte einer aus den gröbsten diß gesprochen,
Der Rath deucht allen gut, der Bach der ward gerochen,
Die Mühle angesteckt, daran des Meisters Hand
Hat sonderlichen Fleiß vnd Arbeit angewand.
Ihr aber blindes Volk, last euch die Wahrheit sagen,
Es hat euch keine Mühl den Schaden aufgetragen,
Der Aberglaube selbst bringt euch in solche Noth,
Denn wo viel Götter seyn, da ist doch gar kein Gott.

Der deutliche Inhalt dieses Gedichts überhebt mich der Mühe, Sie mit einem Commentar darüber zu unterhalten. — Ich gehe weiter. Natürlicher Weise mußten diese Vorfälle in Ehstland die aufgeklärtern

Einwohner des Auslandes auf die verborgene Art der abgöttischen Ehsten, in ihrem eigenen Kreise zu denken und zu handeln, um vieles aufmerksamer machen, als sie vorher waren, und dieser gereizten Aufmerksamkeit konnten also viele andere Umstände, die theils genannten Bach, theils andere Gegenstände betrafen, nicht unbekannt bleiben. So erfuhr man nunmehr auch, wie die Verehrer des Bachs außer seiner Reinigung zu Werke gingen, wenn sie sich von dem bevorstehenden Wetter überzeugen oder solches durch Hülfe desselben nach ihren Absichten verändern wollten. Es wurden nähmlich drey Fischkörbe in einer Reihe in den Bach niedergelassen; der mittelste war das Orakel, je nachdem sich nach einiger Zeit schuppige oder unschuppige Fische in demselben befanden. Die letztern waren die überzeugendsten Vorbothen einer bösen Witterung und Unfruchtbarkeit, die erstern aber die entzückendsten Verkündiger einer alle Wünsche erfüllenden Jahreszeit. Hatte der Bach die Hoffenden dieses Zeichens der Gnade und Milde nicht gewürdiget; so war kein anderer Rath, als ihn durch Opferung eines Ochsens zu versöhnen. Aber er mußte sich dafür abermahls auf die Probe stellen lassen, um zu erfahren, in wie fern er zufrieden, oder unzufrieden war. Dieß geschah auf eben die Weise vermittelst der Körbe. Wenn bey dieser zweyten

Probe noch kein Friedensbothe, das ist, kein Fisch mit Schuppen in dem mittelsten bedeutungsvollen Korbe; so war auch ein zweytes Opfer eines Ochsen nothwendig, welches dann unter noch inbrünstigerm Gebeth dargebracht wurde. Hatte dann dieses den Bach nicht zur Mittheilung glücklicher Zeichen geneigt gemacht, welches man durch einen ueuen Versuch mit den Körben erprüfte, so vergaß man dergestalt alle Menschenwürde, und war dermaßen taub gegen die Stimme der Natur, daß man ihm nicht selten ein Kind zur Versöhnung schlachtete. Aber oft hatte auch dieses Mittel nicht die gehoffte Wirkung; und in solchen Fällen zog man daraus den höchst betrübenden Schluß, daß die menschlichen Beleidigungen gegen den Bach zu gehäuft wären, und die Gerechtigkeit desselben in demselben Jahre nicht leicht versöhnet werden könnte. Der selige Gutslef vergleicht in einer eigenen Schrift, worin er die Ursachen und den Fortgang der Wasserverehrung untersucht, und durch welche er sehr viel zur Abschaffung eines solchen Unfugs beygetragen hat, diese ganze Sitte mit den Auguriis der Römer; und verschiedene dabey beobachtete Verfahrungsarten lassen in der That eine große Aehnlichkeit zwischen beyden Gewohnheiten finden. Der nähmliche Schriftsteller gesteht aber auch, daß zu

seiner Zeit (um 1644) die Opfer, die man dem Bache vorher häufiger gebracht hatte, seltener, dagegen aber die dem Donner gewidmeten zahlreicher worden wären. Doch meldet er, daß diejenigen, die von der Ungereimtheit des Glaubens, als könne der Bach die Witterung verändern, überzeugt waren, noch zu seiner Zeit ihre Zuflucht recht ernstlich zu andern eben so thörigten Ursachen einer etwanigen Unfruchtbarkeit nahmen. Sie behaupteten nähmlich, daß gewisse Zauberer das Getreide seiner Blüten beraubten; die Kälte hingegen erklärten sie daraus, daß der Teufel zuweilen den Morgenstern gefangen nähme.

Da ich oben des Donners gedenken mußte, so will ich Ihnen hier, ehe ich noch diesen Brief schließe, einen andern von den Ehsten lange gehegten Glauben mittheilen: Sie schrieben nähmlich dem Donner sehr großen Einfluß auf die Aernte zu: nicht wie es etwa physisch einigermaßen erklärt werden könnte, sondern auf eine gröbere heidnische Weise. Oft nannten sie ihn auch wohl den einzigen Segner ihrer Aernten. Eigentlich war er freylich wohl nur Symbol einer präsidirenden Gottheit, welches Sie, wie ich glaube, ebenfalls behaupten werden, wenn Sie nur vergleichen wollen, was ich Ihnen in einem der vorhergehenden Briefe

vom Donnerstage gesagt habe. Gutslef selbst hat solches aus dem Munde eines Bauers, der ein Donnerverehrer war, gehört, und gibt den wesentlichen Inhalt seiner Verehrung folgendermaßen an: Lieber Donner, wir opfern dir einen Ochsen, der zwey Hörner und vier Klauen hat, daß wir dich wollen bitten wegen unsers Pflügens und Säens, daß unser Stroh kupferroth, und unser Korn goldgelb werden möge. Treib doch anders wohin alle dicke schwarze Wolken, über große Sümpfe, hohe Wälder und breite Wüsten. Uns Pflügern und Säern aber gib fruchtbare Zeit und süßen Regen. Heiliger Donner, bewahre doch unsern Acker, daß er möge gut Stroh unterwärts, gute Aehren oberwärts und ächt Getreide inwendig tragen.

In der höchst selten gewordenen Schrift dieses würdigen Mannes habe ich auch eine kurze Uebersicht des ganzen geistlichen Zustandes der Ehsten gefunden, wie er solchen zu seiner Zeit schildern mußte. Und da dieses Resultat der Bemühungen jenes eifrigen Forschers und Wahrheitsfreundes sehr vieles dazu beytragen kann, die frühere Seelengeschichte der bekehrt

seyn sollenden Ehsten ins gehörige Licht zu setzen; so will ich Ihnen auch diese Schilderung mittheilen. Er gibt das Hauptgepräge dieses Volks ungefähr also an: „Sie wissen weder etwas von Gott noch von seinem Worte, weder vom Glauben noch von den Gebothen Gottes. Die Aeußerungen ihrer Blindheit, ihres Aberglaubens ihrer Abgötterey und Zauberey übersteigen alle Zahl. Die meisten sind fast nichts mehr als Heiden im eigentlichen Verstande, die vom Christenthum, außerdem, daß sie getauft worden sind, nichts wissen."

Nun, denke ich, haben Sie für diesen Posttag genug. Ich werde suchen, Ihnen so bald als möglich ähnliche Unterhaltung zu verschaffen. Leben Sie wohl.

Vierter Brief.

Ich habe Ihnen, mein Freund, versprochen, daß ich Ihnen, ehe ich in Aufsuchung und Darstellung Ehstnischer Thorheiten, abergläubischer Gebräuche und Beurtheilungen verschiedener Gegenstände und leicht zu erklärender

Zufälligkeiten weiter gehe, noch einige Beweise für die großen Verdienste des damahligen Ehstnischen Predigers Gutslef in Ansehung der Vertilgung alles dessen, was nur Ueberbleibsel des alten Heidenthums heißen kann, anzuführen. Außer dem, was die Tradition in Liefland von diesem Manne zu seiner unsterblichen Ehre aufbewahret hat, merken Sie sich folgende Lateinische Gedichte, welche Sie von der Achtung, die man zu seiner Zeit diesem Feinde des Aberglaubens allgemein bewies, überzeugen werden. Das erste derselben hat einen damahligen Dörptischen Professor der Philosophie und der Rechte, Laurentius Ludenius zum Verfasser, und ist folgendes:

REVERENDO, PRAESTANTISSIMO ET HVMANISSIMO VIRO

DN. IOANNI GVTSLAVO

ECCLESIAE VRBISSENSIS PASTORI DIGNISSIMO.

Saepius immenso tempestas horrida tractu
Fertur, et inuoluit terras stridentibus Austris.
Porta tonat coeli; grauium fluit agmen aquarum

Turbine confuſum piceo, et nigrante procella
Non tolerat medias hiemes aeſtate renata
Luxuries ſegetum, grauidis quae ſurgit in herbis.
Spicea lactenti jamjam coma fruge tumeſcens,
Humida decuſſis campo flacceſcit ariſtis;
Et ſpem deſtituit, nec frugum praebet aceruos.
Obſtupuere animi! et quas res incognita turbat
Scinduntur dubiae ſtudia in contraria mentes.
Dum trepidant vario trepidae diſcrimine partes,
Atque incerta fremit diuerſa murmure terra;
Gutslaue, Euſebiae et Chriſti Reuerende ſacerdos,
Quae ſit triſtitiae, quae cauſa caputque laboris,
Expedies, prima repetens ab origine famam.
Inflectas hominum curas, triſteſque ruinas
Soleris; certam jubeas ſperare ſalutem, et
Dante Deo, afflictis melius confidere rebus,

Der Verfasser des zweyten Ihnen mitzutheilenden Gedichts unterschreibt sich: Adrianus Verginius, Prediger auf Ruggen bey Dorpat und Adjunctus der theologischen Facultät. Ich weiß, Sie werden auch dieses nicht ungern lesen, weil es das oben Erzählte ungemein erläutert.

Insolita insolito Liuonia tempore sensit
Frigora. Ruricolae feruorem solis et aestum
Expectant, cupiunt, optantque ut frugifer imber
Descendat coelo (qualis solet aëris esse
Temperies, cum sol attingit brachia Cancri,
Aut quando accelerat splendentis ad ora Leonis,)
Sed miseros misere spes decipiebat inanis;
Non calor et pluuiae hac coëunt aestate frequentes,
Verum grando, gelu, ventus, comitante pruina
Exsurgunt, cedit Phoebique potentia; contra
Frigoris asperitas, et duri grandinis ictus
Consumunt, laedunt et perdunt funditus omne
Frumentum aestiuum; perit hordeum, auena fabaeque;

Interit et longis texendis funibus apta
Cannabis et linum, quo foemina delectatur.
Caetera quis narret? creat haec meminisse dolorem.
Tu lege, commemorat *Gutslaui* haec pagina miram
Ignarae Gentis, quae Liuoniam incolit, artem,
Qua tempestatis voluit sedare furores.
Accusat Fluuium, mola quo super aedificata est.
Haec mola, rustica Gens clamat, commouit ad iram
Hunc Fluuium, Tonitru sacrum, tolerare negantem
Murmur aquae sonitumque rotae lapidumque tumultum;
Hanc tempestatem nobis Fluuii excitat ira.
Nec mora. Concurrit gladiis hastisque tremenda,
Ardentemque molae furibunde subjicit ignem,
Egregio facto Fluuii compescat ut iram.
Ethnica Gens pressit vestigia coeca parentum,
Pertulit hinc toto meritas in corpore plagas,
Ordine rem gestam soboli, *Gutslaue*, futurae
Narras; officio (Christo comitante) fidelis

Defungens Serui, dum vera docendo, refellis
Falsum. Non Satanas, inquis, non fluminis ira,
Sed Iustus Vindex, cujus violauimus omnes
Diuinam legem, nobis haec tristia fecit,
Non ergo immerito culpam mala poena secuta est.
Corrige et emenda vitam, Liuonica tellus,
Sic tibi laeta seges, veniet sic messis opima.

Nun, lieber Freund, das Resultat von diesen Thatsachen. Wie sah' es noch vor hundert Jahren in jenem Lande aus, wo so lange Zeit hindurch das Christenthum gepredigt worden war! Welche Blindheit, welche Greuel! Wie weit war es noch zu einer Zeit zurück, da diese wohlthätige Religion in so vielen andern Ländern den herrlichsten Segen für Verstand und Herz verbreitete! — Aber man würde sich demungeachtet froh und dankbar aus jenen finstern und bey aller Predigt des Christenthums so unchristlichen Zeiten heraus schwingen, wenn man nur nicht in dem laufenden Jahrhundert noch tausend und abermahls tausend Spuren heidnischer Blindheit und abergläubischer Gebräuche entdeckte. Zwar wäre es die größte Ungerechtigkeit, wenn man die

Landprediger dieses Jahrhunderts wegen ihrer großen Verdienste um die Aufklärung der Ehsten nicht rühmen oder ihnen solche wohl gar absprechen wollte. Aber obgleich aus dem Betragen der Bauern des achtzehnten Jahrhunderts das Heidenthum nicht so ganz und eigentlich mehr hervorblickt; obgleich der vielköpfige Aberglaube nicht mehr alle seine giftschwangern Häupter zeigen kann; so erhebt er demungeachtet immer noch einige derselben, die in Gegenden, welche das Christenthum erleuchtete, nicht sonderlich mehr gefunden werden dürften; und es gibt immer noch Spuren des abgöttischen Unwesens, das nach so früher Besiegung gar keine Ueberreste von sich hätte hinterlassen sollen, wie es oft bey traurigen Folgen und den unseligsten Wirkungen der Fall gewesen ist. Einige derselben hängen gar nicht mit dem Christenthum zusammen, andere hingegen haben sich in christlichen Formen ausgebildet, und gleichsam ihr Kleid von neu gepredigten Glaubenssätzen hergenommen, aber sie sind und bleiben ohne dieses rein heidnisch. Einige gränzen mehr, wenn man die Zeit ihrer Folgen reichsten Gährungen betrachtet, an den Anfang unsers Jahrhunderts, andere mehr an unsere Zeiten. Aber das ganze Jahrhundert ist doch voll, unübersehbar voll von widersinnigen, närrischen, schon durch das trockene Skelet des

christlichen Systems zu wider legenden abergläubischen Gedanken. Sie sind auch nicht in allen Gegenden Ehstlands von gleicher Natur, und auch wohl zuweilen nach den Distanzen einzelner Kreise und Gebiethe verschieden. An dem einen Orte sind sie sichtbarer als an dem andern, je nachdem Wachsamkeit und Strenge in Ausspähung und Bestrafung der zu solchen vom Heidenthum abstammenden Meinungen geneigten Bauern sie hie und da in den Schatten der Nacht zurück verweiset.

Ich werde Ihnen, mein Theurer, von nun an einige Gedanken und Glaubenstheile der Ehsten auszeichnen, die ihnen theils ohne Rücksicht auf Christenthum eigen, theils mit diesem zusammen geflossen, und wie sie noch in neuern Zeiten durch Eigenthümer von Gütern oder durch spähende Prediger, den Bauern entlockt worden sind. Ich sage, noch in neuern Zeiten. Dieser Beysatz wird es überflüßig machen, mich um die genauesten Angaben der Zeit, zu welcher man noch solche Entdeckungen machte, sorgfältig zu bekümmern. Indessen können Sie Sich darauf verlassen, daß sich alles, was ich Ihnen ferner zu melden gedenke, noch in unsern Zeiten hat entdecken lassen: freylich mit dem Unterschiede, daß jede Gegend Ehstlands nicht alles wahrnehmen ließ.

Auch ist es zu bewundern, wie treu dieses Volk solche Meinungen fortpflanzet. Schon Bökler, dessen ich mehrmahls gedacht habe, hat vor mehrern Jahren sehr vieles von den Ihnen itzt zu beschreibenden, und gewiß noch fortdauernden Arten des Aberglaubens entdeckt, und seinen Zeitgenossen angezeit. Lesen Sie solches, lieber Freund, und bilden Sie dann den Schluß, wie viel noch in diesem christlichen Weinberge auszurotten und an dessen Stelle zu pflanzen sey.

Am meisten dem alten Heidenthum entsprechend war die Gewohnheit, gewisse Haine, Bäume, Hügel und Steine abgöttisch zu verehren, ihnen je zuweilen, so gar auf einer Art von Altären, allerley Gaben, als Geld, Bänder, Flachs, Getreide, Wachs, auch wohl Opfer von Federvieh zu reichen, und diese Darbringung mit gewissen eigenen Gebärden, Beugungen und Herumdrehungen des Körpers zu begleiten. Und diese Gewohnheit herrschte, nach Aussage vieler Leute, vor nicht gar langer Zeit noch in manchen Gegenden Ehstlands, und wird, wie mir verschiedene mitten im Lande wohnende Freunde versichern, zum Theil noch heimlich beobachtet. Im Fellinischen Gebiethe fand ein gewisser Lieutenant so gar eine Art von Tempel oder eine wirklich gemauerte Kapelle.

Sie stand mitten in einem Walde, und der Entdecker verdankte seine Entdeckung seiner überwiegenden Neigung zur Jagd, die ihn bewog, sich in denselben zu vertiefen. Man forschte der Sache weiter nach, verhörte auch Bauern, welche bey einer religiösen Besuchung dieses Tempels ertappet worden waren, und vernahm folgende Veranlassung zur Erbauung desselben. Ein gewisser vornehmer Herr, sagten sie, ritt einst durch diesen Wald, bekam aber in demselben allerley Zufälle, welche ihn nöthigten, sein Pferd abzusatteln, und sich eine Erholung durch Schlaf zu verschaffen. Er schlief ein, und in einem Traume ward ihm angezeigt, daß ihm eine schwere Krankheit bevor stünde, welcher er aber dadurch entgehen könnte, wenn er an dem Orte, wo er jetzt läge, einen Tempel erbauen würde. Er erwachte, und als er seinen Sattel aufheben wollte, fand er unter demselben eine große Menge Silber. Er ritt hierauf frisch und gesund davon, und nachdem er an den Ort seiner Bestimmung gekommen war, ließ er jenen zur Dankbarkeit durch Erbauung gedachter Kapelle heiligen. — Man erfuhr ferner von den vorgeforderten Bauern, daß sie dieselbe Johannis heiligen Kreutzes-Tempel zu nennen pflegten, nebst einigen Gebräuchen (so geheimnißvoll sie auch anfangs damit thaten,) die sie gewisser Endzwe-

wegen daselbst beobachteten. Ein Hauptzweck, den sie durch die Wallfahrt nach diesem Orte und durch gewisse Ceremonien immer erreicht zu haben vorgaben, war die Wiederherstellung verlorner Gesundheit und eines regelmäßigen Baues des Körpers, wenn er in diesem oder jenem Theile verletzt worden war. Sie sehen leicht ein, wie diese Aussage mit der vorgeblichen Veranlassung zur Stiftung des Tempels über einstimmt. Der jedesmahlige Leidende stellte zwischen den Ringmauern der Kapelle ein Bild von Wachs auf, und ließ an demselben denjenigen Theil ganz hinweg, an welchem sich sein Schaden oder Schmerz befand. War z. B. eines der Augen des Flehenden fehlerhaft; so theilte er dem Wachsbilde auch nur das rechte oder linke Auge mit, und stellte es so mangelhaft gestaltet auf gewisse Zeit in die Kapelle. Aus dem Grunde fehlte oft an dergleichen Bildern ein Fuß oder eine Hand, wenn eben diese die leidenden Theile am Hülfesuchenden waren.

Bey Gelegenheit dieser Untersuchung erfuhr man auch einen andern Gebrauch, dem sich die unfruchtbaren Weiber, um fruchtbar zu werden, an dem nähmlichen Orte zu unterwerfen verpflichtet sahen. Sie mußten nähmlich drey Mahl nackt um diese heilige Kapelle

herum laufen, auch wohl durch gewisse in derselben mit Fleiß gemachte kleine Oeffnungen sich mühsam zwey Mahl durch arbeiten.

Nach Einziehung solcher Nachrichten erhielt der Entdecker dieses Ortes von Seiten des Gerichts den Auftrag, die Kapelle, weil sie zu seinem Gebiethe gehörte, zerstören zu lassen. Er wollte hierauf seine eigenen Bauern zwingen, Hand an das Werk zu legen, in der guten Absicht, sie von der Nichtigkeit ihres Wahnes und der ganzen Heilungsmethode durch Nichtentdeckung strafender Wirkungen zu überzeugen. Allein alle widersetzten sich, und verlangten, daß der Bediente des Gutsherrn den Anfang mit Niederreißung der Mauern machen sollte. Dieß geschah; aber das Ende dieser Kapelle mußte zufälliger Weise die Bauern in ihrem Glauben an eine vorzügliche Heiligkeit des Orts bestärken. Der Bediente wurde von Stunde an krank und — starb am zehnten Tage nach seiner Baals-Zerstörung. Man sagt, daß dieß soviel Eindruck auf die dort wohnenden Ehsten gemacht habe, daß sie, obgleich diesen Ort nichts Sichtbares mehr auszeichnet, zum Theil noch dann und wann, wiewohl insgeheim, dahin wallfahrten.

In einer andern Gegend entdeckte ein Prediger von ungefähr eine Bauernfeyerlichkeit,

welche mit zu großem Gepränge bey drey Steinen verrichtet wurde, als daß er sie für eine gewöhnliche Erholung nach der Arbeit halten konnte. Man tanzte nach dem Schalle großer ländlicher Instrumente; man aß und trank und war außerordentlich lustig. Die Sache wurde anhängig gemacht. Man erkundigte sich sogleich nach der Absicht des Festes, und erhielt zur Antwort, daß man vermittelst dieser Steine dürres und feuchtes Wetter hervor bringen könne; feuchtes, wenn man die Steine der Länge nach lege, dürres, wenn man sie aufrecht und gerade stelle. Man wollte ferner die Veranlassung zu diesem Glauben überhaupt, besonders aber auch zu der Wahl der Steine wissen, und, erfuhr, daß ehedem eine Verwandlung einer ganzen Hochzeitsgesellschaft daselbst vorgegangen wäre, wobey des Bräutigams Vater, der Bräutigam und die Braut in große, alle Gäste aber in kleine Steine verwandelt worden wären. Die Umstände, welche sie bewogen, diesen Steinen Einfluß auf die Witterung zu zuschrieben, konnte man nicht erfahren. Die entdeckten Theilnehmer wurden mit gewöhnlicher Ruthenstrafe und unter Bedrohung härterer Züchtigungen entlassen. Sollten aber wohl körperliche Strafen das beste Mittel seyn, dem Aberglauben seine Macht zu benehmen? Ueber diesen Punct den-

ken Sie so lange nach, bis ich Ihnen mehr ähnlichen Stoff zum Denken werde geben können. Leben Sie wohl.

Fünfter Brief.

Sie haben, wie Sie sagen, bey Lesung meines letzten Briefes theils gelacht, theils getrauert; gelacht, über das auffallend Närrische in meinen Geschichten, getrauret über die in unsern aufgeklärten Zeiten hie und da noch so sehr darnieder liegende Menschenwürde, und Sie hatten Recht, wenn Sie mißmuthig wurden. Es ist zu kränkend, in der zweyten Hälfte unsers sonst so hell erleuchteten Jahrhunderts noch so etwas zu hören; zu kränkend, sage ich, als daß man gleichgültig dabey bleiben könnte. Ich würde auch durch diese Ihre Traurigkeit, die Sie innig nennen, abgeschreckt worden seyn, Ihnen noch mehr Thatsachen und Einbildungen ähnlicher Art, die bey unserer Nation im Schwange gehen, zu erzählen, wenn Sie nicht aufs neue mit dem sehnlichen Verlangen, mehr dergleichen zu lesen, Ihren Brief geschlossen hätten. Ich will Ihnen daher das Resultat meiner neuern häufigen Erkundigungen mit-

theilen; weil Sie doch einmahl diesen kleinen Winkel unsers Erdbodens einer anhaltenden Aufmerksamkeit gewürdiget haben.

Unsere Ehsten glauben zum Theil noch steif und fest an gewisse Wassergötter. Diese pflegen, sagen sie, (wie sie es auch wohl mit Erfahrungen zu belegen suchen) am Ufer zu spazieren, die Menschen zu locken und bey ihrer Annäherung sie mit sich in die Tiefe zu ziehen. Sie nennen einen solchen Wassergott in ihrer Sprache Neck. Als Beweise, daß dieser Glaube ächter Art sey, werden von ihnen zwey Hauptexempel angeführt. Einmahl, sagen sie, wäre in einer Entfernung vom Meeresufer ein Bauer allein gegangen, und hätte zu wiederholten Mahlen eine weibliche Stimme folgendes rufen hören: er sollte kommen und kommt nicht. Endlich kommt ein Reuter, der, seinen Durst zu stillen, sich dem Ufer nähert. Der Bauer, ruft ihm aus Besorgniß zu und warnet ihn, nicht an's Ufer zu treten. Dieß that er mit solcher Heftigkeit, daß der Reuter aufmerksam wird, nachdenkt und das Anerbiethen des Bauers, für ihn im Hute Wasser zu holen, annimmt. Er bleibt auf seinem Pferde, nimmt das Wasser, trinkt und fällt unmittelbar nach dem Trinken herunter. — So lautet die reine Erzählung, die ihren Wahn

bestätigen soll. Sie wissen aber auch etwas von Sichtbarwerden eines solchen Necks zu sagen. Ein Mädchen wird einst am Ufer auf dem Grase von einem hübschen Knaben, der mit einem vorzüglich schönen Bauergürtel umgeben war, angehalten und gezwungen, ihm ein wenig den Kopf zu kratzen. Sie thut's, und wird unterdessen unvermerkt durch seinen Gurt an ihn gefesselt; aber das Reiben schläfert ihn ein. Mittlerweile kommt eine Frau dazu, sieht diese Beschäftigung, geht näher und fragt das Mädchen, was es da mache? Das betrogene Mädchen erzählt seine unschuldige Absicht, macht sich aber während des Gespräches mit der Frau von dem Gurt los. Der Schlaf des Knaben war fester geworden, so daß er seinen Mund ziemlich weit öffnet. Die Frau, die ihn näher beschauet, ruft auf Einmahl aus: Ha! das ist ja ein Neck! sieh einmahl seine Fischzähne! Sogleich verschwand der Neck. — Solche und ähnliche Beweise führen sie für jede ihrer wunderlichen Einbildungen an, welche so stark auf ihre Seele wirken, daß keine Widerlegung leicht etwas bey ihnen fruchtet.

In Ansehung der Thiere glauben noch viele, daß sie vor der Sündfluth hätten reden

können. Was insonderheit den ihnen so schädrachen Wolf anbetrifft; so schreiben manche gerade zu seine Schöpfung dem Teufel zu, weil sie auf eine ächt Manichäische Weise überzeugt sind, daß alles physische Böse, gleich dem moralischen, den Teufel zum Erfinder und Urheber habe. Der Teufel aber, setzen sie hinzu, hätte doch nicht die Kraft gehabt, seinem übrigens ganz verfertigten Wolf Leben einzuflößen. Er wäre daher wegen seiner Ohnmacht, dieß zu bewerkstelligen, zu Gott gegangen, und hätte ihn zum Beleben dieses Thieres zu bewegen gesucht. Gott hätte zuerst seine Bitte nicht erfüllen wollen. Hierauf hätte der Teufel einen nähern Grund angegeben, weßhalb ein solches Thier nicht ganz entbehrlich in der Schöpfung heißen könne; denn er mache ja, daß die Menschen Wächter für ihr Vieh brauchten, und dieses Amt ernähre manche Waisen und Armen, die vielleicht außerdem keine Nahrung finden würden. Dieser zufällige Nutzen eines künftigen räuberischen Wolfs hätte endlich Gott bewogen, ihn zu beleben. Quae, qualis, quanta.

Für Zauberey sind diese unwissenden Leute bis auf den heutigen Tag ungemein eingenommen, und es werden noch manche Generationen aussterben, ehe unter ihnen der-

gleichen Glaube und Praktik wird vernichtet werden können: denn man kann behaupten, daß dieß ihr Lieblingsglaube sey. Er wird fort dauern, man wag den Weg der Lächerlichmachung oder der Bestrafung zu seiner Ausrottung wählen, wenn man nicht einen dritten, das ist, den Weg einer unermüdeten stufenweisen gründlichen Belehrung einschlägt. Solcher Zauberey bedienen sich viele Ehsten, die Krankheiten zu vertreiben. Ein gewisser Mensch war in dieser Rücksicht sehr berühmt, und behauptete unter seinen Mitbrüdern das Ansehen eines Tausendkünstlers; aber er konnte seine Kunst nie ausüben, wenn er sich nicht eines gewissen Buches dabey bediente. Dieses hielt er so heilig, daß er es nie durch Angaffung anderer entweihen und unkräftig machen ließ. Sollte er eine Cur verrichten; so sah er für sich allein hinein, und sprach gewisse Worte dabey aus. Endlich starb dieser weise Bauer. Das erste, was man in seinem Hause aufsuchte, war diese so viele Wirkungen verursachende Schrift. Man fand sie: und was glauben Sie wohl, was es war? — Ein Lateinisches Buch nebst einem Russischen Patent, welches er einst gefunden oder gestohlen haben mußte. Man entdeckte darin viele Zeichen an den Ecken der Blätter, um nach dem Unterschiede der Krankheiten den Ort sei-

ner Charactere jedes Mahl geschwind wieder finden zu können. Er hinterließ auch Erben, welche nach nichts so sehr als nach diesem Theil ihrer Erbschaft strebten. Aber zu ihrem Schrecken ließ der Gutsherr das wunderthätige Buch ins Feuer werfen. Dieß betrachteten sie als Todsünde, und glaubten insbesondere, daß der ehemahlige Besitzer des Buchs keine Ruhe hätte, auch ihnen schon zu gewissen Zeiten erschienen wäre.

Bisher habe ich Ihnen, mein Bester, von vielen Erzählungen, die ich oft selbst anzuhören Gelegenheit gehabt habe, die vornehmsten ausgezeichnet, und zwar solche, die zusammen hängende längere Geschichten enthielten, auch ohne Verbindung und Zusammenfließung mit dem Christenthum erscheinen. Nun gehe ich zu solchen Gedanken und Gebräuchen über, die theils mehr äußern Zusammenhang mit christlich gottesdienstlichen Handlungen haben, theils auch, weil sie das Hauswesen und die Landwirthschaft betreffen, nach den verschiedenen Gebiethen und Gesinden ziemlich verschieden sind. Ich wiederhole es Ihnen nochmahls, daß es eine merkwürdige Fortpflanzung sey, wenn die meisten von diesen noch jetzt gehegten und ausgeübten Einbildungen und Gewohnheiten schon vor mehr als hundert Jah-

ren, zu der Zeit, als der oben genannte Pastor Böfler seine kleine Sammlung von Ehstnischen abergläubischen Gedanken und Gebräuchen heraus gab, ihre Anhänger und Liebhaber fanden. Aber auch in Ansehung dieser hebe ich aus dem Wuste von Tausenden nur die merkwürdigsten aus. Ueberhaupt bitt' ich zu bemerken, daß man sich gegenwärtig in unserm Lande schon mehr als jemahls um Ehstnische Sitten bekümmert. So hat noch 1786 der Herr Präsident von Kotzebue in Reval einer periodischen Schrift, die hier unter dem Titel erschien: für Geist und Herz, eine Beschreibung der Hochzeitsgebräuche der Ehsten auf der Insel Oesel einverleibet. Der Verfasser ist der gewesene Prediger Luce. — Da ich noch Zeit und Raum habe, so will ich Ihnen noch einige ihrer Gedanken und Handlungen, die Ehe betreffend, mittheilen. Künftig aber sollen Sie, unter verschiedenen Rubriken, noch verschiedene andere Hirngespinste kennen lernen.

Bey vielen hat man bemerket, daß sie die Ehen zur Zeit des Neumonds, theils berichtigen, theils schließen; weil sie glauben, daß dieß ein stetes Wachsthum an Segen in ihrem Ehestande hervor bringe. Auch hoffen die Männer dadurch eine längere Dauer der

Jugendblüthe und etwanigen Schönheit ihrer Weiber zu bewirken. — Will der Bewerber nach dem Hause reiten, wo er um eine Braut anzuhalten gedenket; so ist er ausnehmend behutsam, keine Stute zu wählen, weil er im voraus vor den Folgen zittert, dann lauter Töchter zu zeugen. — Ist eine Braut verlobt worden, so wird ihr ein rother Faden um den Leib gebunden; und wenn die Trauung vollendet ist, muß sie sich dergestalt aufblähen, damit dieser Faden zerreißt. Dieß soll ein sicheres Mittel wider schwere Entbindungen seyn. — Unmittelbar nach der Trauung laufen an manchen Orten die jungen Eheleute, Hand in Hand, mit der größten Geschwindigkeit aus der Kirche, um einen schnellen Fortgang in ihren künftigen Verrichtungen zu bewirken. — Wenn die Braut, nachdem sie abgeholet worden, unterwegs fällt, so ist dieses eine Vorbedeutung des frühen Todes ihrer drey oder vier ersten Kinder. — Wenn man den Bräutigam zu Pferde kommen sieht; so eilt man ihm entgegen, um ihm den Sattelgurt zu lösen. Auch dieß soll bey seiner künftigen Frau eine leichte Geburt befördern — Man ist sehr behutsam, keine Braut durch eine Pforte auszuführen, durch welche kurz vorher eine Leiche heraus getragen wurde. Den Grund hiervon werden Sie leicht errathen. — Wird

eine Braut eingeholet, so darf sie keine Ketten, die sonst hie und da üblich sind, auch keine Schellen an sich behalten, und überhaupt muß sie mit einer feyerlichen Stille herbey geführet werden; im entgegen gesetzten Fall befürchtet man unruhige Kinder. — Gleich nach geendigter Trauung, hebt der Stärkste unter den Anverwandten oder Gästen, den Bräutigam und die Braut in die Höhe, um dadurch ihr Eheglück zu vermehren. — So bald das neue Ehepaar das Haus betritt, muß auch ein Wächter geraume Zeit bey dem Hausfeuer zubringen, damit kein Fremder hinzu kommen, und durch Hülfe dieses Elements mit geheimen Zauberkünsten der angefangenen Ehe Uneinigkeit und Wehen bereiten möge. — Die junge Frau wird gleich nach dem ersten Eintritt in das Haus des Bräutigams durch alle Gelegenheiten desselben, als Stuben, Kammern, Badstuben (die sich hier bey jedem Hause befinden) Ställe, Gärten u. s. w. geführet, und ist verpflichtet, wenn sie anders das Glück und den Seegen ihres Mannes liebet, in alle diese Theile, ja selbst in den Brunnen, auch oft in's Feuer Bänder, oder Geld zu werfen. — Wenn sie sich setzet, so gibt man ihr ein Kind männlichen Geschlechts in den Schoos, um sie dadurch zum Knabengebähren fähig zu machen. — In einigen Gegenden hatte man

während des Hochzeitgelags die Gewohnheit, oberwärts, wo Bräutigam und Braut sitzen, zwey Degen in die Wand zu stoßen, und wessen Degen die längste Schwingung behielt, der sollte am längsten leben. — Bey der Mahlzeit gehet man oft mit dem Bier vorsetzlich verschwenderisch um, und gießt es bald hie, bald da hin: eine nothwendige Observanz, weil ohne selbige nach ihrer Meinung, kein Ueberfluß für das junge Ehepaar möglich ist. — Auf das Einschlafen der neuen Eheleute in der ersten Nacht sind sie höchst aufmerksam, um sich vorläufige Gewißheit zu verschaffen, wer unter beyden zuerst sterben werde. Ich darf wohl nicht erst hinzusetzen, daß derjenige, welcher zuerst einschläft, auch zuerst zum Tode reif heiße. Es ist übrigens zu bewundern, daß sie einem Wahne ergeben bleiben können, der doch durch so häufige Erfolge vor ihren Augen widerlegt wird. — Den Regen am Hochzeitstage halten sie gemeinschaftlich mit vielen hiesigen Deutschen für eine Vorbedeutung künftigen häufigen Weinens der Braut. — Man stellt auch fast überall bey dem Hochzeitmahle zwey Lichter vor Bräutigam und Braut: wessen Licht dann von selbst zuerst erlischt, der muß auch von beyden zuerst sterben. — Bisweilen nimmt der Diener des Bräutigams ein ganzes Brot, schneidet einen kleinen Bissen da-

von ab, bestreicht ihn mit Butter, und gibt ihn hierauf der Braut in den Mund. Dieß soll ihren künftigen Kindern einen kleinen und glatten Mund verschaffen. — Wenn die junge Frau in das Haus ihres Mannes gebracht wird, so wird der dasselbe umgebende Zaun auf beyden Seiten des Eingangs abgerissen, damit sie schnell ohne Hinderniß und Anstoß hinein fahren kann. Eine Gewohnheit, durch welche sie der Braut ebenfalls Hoffnung zu einer leichten Entbindung machen.

Doch ich muß abbrechen, wenn ich noch etwas für Ihre künftige Unterhaltung behalten will. Ich bin 2c.

Sechster Brief.

Ich glaub' es wohl, daß Sie immer neugieriger werden, je mehr Sie von der drolligen Denk- und Handlungsart unserer Ehsten erfahren. Ich wünschte nur, daß ich noch Zeit und Gelegenheit hätte, noch recht viel davon auszukundschaften, um Ihnen damit aufwarten zu können. Aber ich merke, mein Vorrath geht zu Ende, obgleich des Zeuges noch eine grosse Menge seyn mag, und

wahrscheinlich auch ist. Doch gedenk' ich wenigstens noch einen Brief mit ähnlichen Träumen und Proceduren anzufüllen.

Neulich hab' ich Sie mit Einbildungen und Sitten unserer Bauern in Absicht auf Eheschließungen unterhalten, für dieß Mahl will ich Ihnen ihre merkwürdigen Gedanken und Verfahrungsarten in Beziehung auf Schwangerschaft und Geburt, auf Kinderwartung, auf Tod und Begräbniß, auf Taufe und Abendmahl mittheilen.

Schwangere Weiber müssen sich an den meisten Orten sorgfältig hüten, bey'm Einheitzen das Holz nicht gegen die Aeste in den Ofen zu werfen, weil man befürchtet, das Gebären werde ihnen sehr sauer werden. Das tertium comparationis fällt hier deutlich in die Augen. — Bey schweren Entbindungen ist nach ihrer Meinung das letzte und beste Mittel, die baldige Geburt des Kindes zu befördern, wenn der Ehemann über sein Weib steiget. Kein schwangeres Weib darf sich auf ein Wassergefäß setzen; theils um nicht Gefahr zu laufen, viel Töchter zu gebären theils, um ihre Frucht vor künftigen Umkommen im Wasser zu sichern. — Das Zusammentreffen des Niesens zweyer schwangern Weiber bedeutet, daß beyde Töchter zur

Welt bringen werden, das gleichzeitige Niesen zweyer Männer hingegen, deren Weiber schwanger sind, weissagt beyden Söhne. — Um den Kindern einen schönen kleinen Mund zu verschaffen, schneiden die schwangern Mütter ein ganzes Brot gewöhnlich dergestalt an, daß sie erst einen sehr kleinen Bissen absondern, ehe sie für den Genuß weiter schneiden. — In manchen Gegenden glauben sie sich dadurch eine leichte Entbindung zu verschaffen, wenn sie ihre Basteln (Schuhe) in der Mitte ihrer Schwangerschaft wöchentlich Einmahl umwechseln, und kurz vor ihrer Niederkunft drey Mahl Salz hinter sich werfen, welches sie auch wohl mit Wasser zu thun pflegen. — Um ihre zu gebärenden Kinder vor krummen und ungestalteten Füßen zu sichern, verhüten sie mit ängstlicher Sorgfalt, daß niemand über die Füße schwangerer Weiber trete. — Das neugeborne Kind wird den Händen der Mutter nicht sogleich übergeben, sondern erst vor ihre Füße gelegt, um den Mund des Kindes mit dem linken Fuße zu berühren. Auf diese Art glauben sie dem künftigen Ungehorsam und der etwanigen Widerspenstigkeit des Kindes vorzubeugen. — Das Badwasser, worin ein neugebornes Kind gereinigt worden ist, gießt man an den einsamsten Ort, aus Furcht, das Kind möchte, wenn selbiges im Gegenfall viele Men-

schen betreten sollten, vieler Verachtung und Geringschätzung ausgesetzt werden. — Den Wehmüttern wird es zur Pflicht gemacht, mit dem neu gebornen Kinde bald nach der Geburt die oberste Stelle am Tische einzunehmen, in der Einbildung, daß dieß dem Kinde größere Achtung in der Welt hervor bringe. — Das Wachsthum des Kindes hindert nach mancher Meinung die Unvorsichtigkeit, wenn man jemanden etwas über den Kopf desselben reichet. Es wird Ihnen auch wohl bekannt seyn, daß der Pöbel in Deutschland etwas ähnliches glaubt; nur mit dem Unterschiede, daß viele unserer Bauern, wenn es unvorsichtiger Weise schon geschehen ist, ein Gegenmittel wissen, nähmlich, die Haare des Kindes, wenn es selbige bekommen hat, am Scheitel in die Höhe zu ziehen. — Der Gegenstand, nach welchem ein Kind zuerst greifet, ist Anzeige seiner künftigen Lieblingsbeschäftigung; aber was das Lächerlichste dabey ist, die Alten haben bey dieser Gelegenheit gewöhnlich solche Gegenstände in Bereitschaft, zu welchen sie selbst einen überwiegenden Hang haben — Bey dem Baden faßt man die jungen Kinder gewöhnlich bey den Füßen und schüttelt sie, um ihre Verstandeskräfte desto leichter von unten nach dem Orte des Denkens hinauf zu treiben und zu concentriren. Aber wenn dieß ein probates Mittel

gegen Dummheit wäre, so würde sich gewiß mancher Dummkopf diese Seelenkur recht oft und gern statt der bisherigen so beschwerlichen Lernmethode gefallen lassen. — In manchen Gegenden wird dem Kinde, wenn es zum ersten Mahle in die Wiege gelegt wird, zugleich ein Messer, ein Kreutzschlüssel und etwas rothes Garn, als Mittel wider alle Wirkungen einer etwanigen Zauberey, an die Seite gelegt. — Man vermeidet sorgfältig alle Gelegenheit, jungen Kindern etwa Schlüssel in die Hände kommen und in den Mund stecken zu lassen, um dadurch, wie mit Zauberkraft, alle künftig möglichen Zahnschmerzen zu bannen. — Wenn man neu geborne Töchter zum ersten Mahl badet; so wird das Badegefäß nicht ganz mit Wasser angefüllet, weil man in dem Wahn steht, dieser Mangel an Wasser werde in der Folge während der monathlichen Reinigung auch weniger Beschwerde empfinden lassen. — Erfolgt die Geburt eines Menschen an einem der letzten Tage in der Woche, so ist dieses ein untrügliches Zeichen, daß dieser Mensch entweder gar nicht oder spät werde verheyrathet werden. — Aus dem Umstande, wenn eine Ehefrau lauter Knaben gebiert, wird Krieg, gebiert sie aber lauter Töchter, Friede geweissagt. Dieß sind ungefähr meine Erfahrungen, die ich in Ansehung der drey ersten

Rubriken gesammlet habe. Ich lasse nun noch einige Nebenideen folgen, welche die Ehsten mit Tod und Begräbniß verbinden.

Wenn ein Beichtvater einen Kranken besucht; so gibt man gewöhnlich auf das Pferd desselben genau Acht, um zu bemerken, ob es bey seiner Annäherung mit nieder gesenktem Kopfe einher gehe. Erblickt man dieses, so verzweifelt man zum öftern an der Genesung des Kranken. — Ein Leichenzug darf in manchen Kirchspielen schlechterdings über keinen Acker gehen, wenn er auch brach liegt. — Oft hat man gesehen, daß einige neben den Leichnam eine Bürste, Geld, Nadeln und Zwirn, als nothwendige Stücke auf einer so langen Reise nach jener Welt, geleget haben. — Andere bürsteten dem Toden den Kopf, und legten die Bürste, die sie eben gebraucht hatten, neben denselben, um ihm Ruhe zu verschaffen. — In manchem Gesinde hab' ich bemerkt, daß man nach und nach so viel Nägel in die Thürschwelle geschlagen hatte, als Leute aus dem Hause gestorben waren. Den Grund hiervon habe ich nicht heraus bringen können; ich glaube aber, daß hier nicht sowohl Aberglaube, als vielmehr die unschuldige Absicht zum Grund liegt, beständige Gelegenheit zu freundschaftlichen Erinnerungen

an ihre verstorbenen Angehörigen zu haben. — Man läßt den Wagen, auf welchem ein Todter hinweg gebracht wurde, nicht unmittelbar darauf innerhalb der Pforte, sondern erst einige Zeit außerhalb derselben stehen, um das baldige Nachfolgen mehrer Glieder derselben Familie zu verhindern. — Alles Stroh, auf welchem ein Kranker gestorben ist, wird weggeworfen und verbrannt. Bald darauf untersucht man, was sich für Fußtapfen in der Asche desselben befinden, um hieraus auf den nächsten Verlust eines Menschen oder Viehes zu schließen. — Stirbt jemand im Neumond, so jammert man über den Verlust des gänzlichen Glücks, welches der Todte raubt; stirbt er aber in der Fasten, so wird sein Begräbniß, aus einem mir unbekannten Grunde, so einfach als möglich vollzogen — Am Tage aller Seelen hielten sie vor nicht gar langer Zeit noch hie und da den abgeschiedenen Seelen ihrer Familie ein Gastmahl, wobey sie sich aller ihrer verstorbenen Verwandten erinnerten, und die Gottesäcker, wo die Todten gemeiniglich Familienweise beysammen liegen, besuchten. In einigen Gegenden hat man sogar die altrömisch scheinende Gewohnheit beobtet, in einer eigenen Stube Speisen für die Verstorbenen auf den Fußboden zu setzen. —

Der Hausvater ging dann spät des Abends mit Pengel, einem lang gespaltenen brennenden Stück Holze, hinein und nöthigte seine verstorbenen Freunde nahmentlich zum Essen. Nach einiger Zeit, wenn er glaubte, daß die Seelen sich's recht gut hatten schmecken lassen, geboth er ihnen, unter Zerschlagung seines Pengels auf der Thürschwelle, sich wieder nach ihrem Orte zu begeben, aber sich auch ja zu hüten, unterwegs den Rocken zu zertreten. Man weiß auch, daß, wenn Mißwachs entstanden war, solches der mangelhaften Bewirthung der Seelen zugeschrieben wurde. — Von der Auferstehung der Todten haben die Ehsten ebenfalls theils ihre eigenen höchst wunderlichen Begriffe, theils glauben sie an selbige gar nicht. — Wenn der Ehstnische Bauer einen jüngsten Tag denkt, so verbindet er damit die Vorstellung, daß sich bey dieser allgemeinen Weltzerstörung alle Kirchen in ihrem Sturze nach der Nordseite neigen werden. Er hält es daher für das schrecklichste Schicksal, auf dieser Seite des Kirchhofs begraben zu werden. —

Was die Nebengedanken und Gebräuche der Ehsten in Absicht auf die Taufe betrifft, so hat man hiervon nach und nach folgendes erfahren:

Vor der Taufe eines Kindes legt man demselben gern ein Gesangbuch unter den Kopf, unterhält auch wohl ein Feuer bey demselben, um dadurch den Teufel zu bannen, und ihn von der Vertauschung des Kindes abzuhalten; wozu er, wie man glaubt, viel Neigung hat. — Während der Taufe heftet man den Blick auf den Täufling, und forschet, ob er während der Handlung den Kopf in die Höhe richtet oder sinken läßt. Das Erstere ist ein erfreulicher und überzeugender Beweis von der Dauerhaftigkeit seines Lebens, das Entgegengesetzte aber die traurige Gewißheit seines nahen Todes. — Auch läuft zuweilen der Vater des Täuflings unter der Taufe mit der größten Eilfertigkeit um die Kirche herum, um dadurch dem Kinde die Gabe des geschwinden Laufens mitzutheilen, welche besonders den am Strande wohnenden Bauern, die solches auch, wie man bemerkt haben will, vorzüglich ausüben, sehr zu Statten kommt, wenn sie auf dem Eise allerley Verrichtungen, die viel Schnelligkeit erfordern, z. B. den Seehundefang und dergleichen Beschäftigungen haben. — Wenn sie zuweilen durch Bestechung eines Küsters das gebrauchte Taufwasser erhalten konnten, so gossen sie solches längst der Wand in die Höhe, und freueten sich, dadurch den Grund zu einer

hohen Stufe der Ehre ihres Abkömmlings gelegt zu haben. — Der gründlich unterrichtete Christ spricht während der Taufhandlung aus dem Grunde nicht, weil er die Heiligkeit der Sache kennt und fühlet; aber die Ehsten vermeiden das Reden dabey bloß in der Absicht, damit das Kind im Schlafe künftig nicht reden möge. — Unmittelbar nach einer Leichenbestattung getauft zu werden, bedeutet bey manchen eine gewisse baldige Nachfolge des Täuflings; daher suchen sie dergleichen zusammen treffende Umstände sorgfältig zu verhüten. — Man läßt dem Täufling während der Taufe gern die Hände frey, und überzeugt sich auf solche Art von dem künftigen Fleiße und der geschwinden Arbeit desselben. — Die Gevattern halten es für ein menschenfeindliches Verbrechen, sich unter der Taufe umzusehen; weil sie glauben, daß sie durch diese Vorsicht dem Täufling die qualvollste Unruhe, und die peinigende Geschicklichkeit, Gespenster zu sehen, ersparen. — Oft läßt man an den Kindern Korallen mit taufen, um solche hernach als viel wirkende Dinge bey Segensprechereyen oder Krankheiten mit abergläubischem Vertrauen gebrauchen zu können. — Viele binden auch Ringe an die Windeln der zu taufenden Kinder männlichen Geschlechts, um ihre

frühe Verehlichung dadurch zu bewirken. — Am Geburtstage eines Kindes lassen die meisten, (und dieses Vorurtheil hat auch viele der hiesigen Deutschen eingenommen) wenn sie es vermeiden können, nicht gern ein anders taufen; aber sie halten die Ursache davon geheim. — Manche mischen in den Anzug eines Täuflings unvermerkt Geld, Brot und Knoblauch, in der Meinung, die beyden ersten würden dem in Gemeinschaft mit ihnen Getauften nie mangeln, das letztere aber ihn vor den Anfechtungen der Zauberey sichern. — Aus dem Schlafe des Kindes während der Taufe weissagen viele seinen nahen Tod. — Wenn weibliche Kinder ohne Gesellschaft von männlichen zur Taufe gebracht werden, zeigt solches an, daß sie entweder lange ohne Männer bleiben, oder gar keine bekommen. — Kein Gevatter ißt unmittelbar vor der Taufe Fleisch, aus Furcht, dem Täufling ein immerwährendes Zahnweh für die Zukunft zu verursachen. — Manche Eheleute, welche das Schicksal haben, ihre ersten Kinder schnell hinter einander durch den Tod zu verlieren, geben den neuen die bedeutenden und Verhängniß vollen Nahmen Adam und Eva, und überzeugen sich dadurch von ihrem längern Leben. — Der Freytag ist in vieler Augen keineswegs ein der Absicht der

Taufe entsprechender Tag; daher läßt man auch an demselben nicht taufen: aber der Donnerstag (Sie erinnern sich, was ich Ihnen in dessen Rücksicht in einem der vorigen Briefe gesagt habe) gibt nach ihren Gedanken der Taufe mehr Kraft, und die an demselben getauften Kinder nehmen auch mehr zu. — Man glaubt auch, daß ein solches am Freytage getauftes Kind ein Bösewicht werden oder wohl gar dem Henker in die Hände fallen werde. — Wenn das Kind während der Taufe das Taufzeug verliert, so ist solches eine Vorbedeutung von einem für dasselbe gefährlichen Fall. —

Ob viele von unsern Ehsten mit der Lehre vom Abendmahl gesunde oder erträgliche, oder überhaupt nur einige Begriffe verbinden, will ich hier nicht untersuchen: geschieht es aber nicht, so ist nicht immer der Prediger, sondern vielmehr eigener Mangel am Nachdenken, eine mehr als bleyerne Zurückhaltung von aller Emporhebung und Abstraction der Denkkraft, und insonderheit die Einschränkung der Lehrzeit daran Schuld. Ohne mich daher weiter dabey aufzuhalten, und ohne Ihnen die mannichfaltigen Vorstellungen vom Abendmahl, welche sich diese Nation macht, und

die individuellen Abstufungen derselben nach der Verschiedenheit der Personen zu beschreiben, will ich Ihnen bloß einige Nebenideen von der Wirkung desselben und einigen dahin gehörigen Verfahrungsarten hier angeben.

Man hat öfters bemerket, daß mehrere, wegen ihres oberwähnten überwiegenden Hanges zur Zauberey, nach Empfang des Brotes solches unvermerkt wieder aus dem Munde nehmen, um gewisse vermeinte Wirkungen damit hervor zu bringen, welche man aber der Wahrheit nach nicht leicht hat erfahren können. — So pflegten sie es auch zuweilen mit dem übrig gebliebenen gesegneten Weine zu halten, wenn sie davon etwas erhalten konnten. Sie wollten, wie sie vorgaben, Augen- und Ohrenkrankheiten damit heilen, oder waren vielmehr entschlossen, wie man gewiß weiß, ebenfalls Zauberey damit zu treiben. Einige stellten sich auch wohl, als reinigten sie sich nach dem Genusse des Weins den Mund, ließen aber mittlerweile ein paar Tropfen in ein Tuch fallen, welches sie bey solchen Gelegenheiten immer in der Hand zu halten pflegen, um mit diesem von nun an gleichsam geweihten Tuche ihnen allein bekannte Wirkungen hervor zu bringen. — Es ist eine fast allgemeine, bis zur

Ausschweifung gehende und durch nichts einzuhaltende Gewohnheit, am Tage des Genusses oder wohl gar gleich nach demselben, höchst unmäßig, absichtlich und recht um des Abendmahls willen starke Getränke zu sich zu nehmen, gleich als könne es ohne diese nicht die gehörige Wirkung thun. Manche glauben auch selbige geradezu dadurch zu hindern, wenn sie sich an diesem Tage nur dem geringsten Schlafe überlassen. — Einige behalten, aus eigenen Gründen, etwas von dem Anzuge, in welchem sie dem Abendmahle beygewohnet haben, die folgende Nacht über an; und gewöhnlich sind dieß die Strümpfe. — In manchen Gesinden ist der Genuß irgend einer Art des Tabaks an diesem Tage eine große Sünde, und das Enthalten von selbigem das vornehmste Fasten; obgleich den meisten diese Strenge nicht mehr gefällt. — Nach dem Genusse des Abendmahls müssen erst verschiedene Tage vergehen, ehe sie den Gebrauch der Badstube für erlaubt halten. — Im Revalischen hat man oft bemerkt, daß ihnen an diesem Tage keine Speise wesentlich nothwendig scheint, außer Brot mit Butter. —

Doch ich schließe und hoffe, Sie werden sich nicht mehr über Kürze meiner Briefe be-

klagen. Was ich sonst noch von den Ehsten als unter den Gesichtspunct gehörig, aus welchem ich sie Ihnen bisher geschildert habe, zusammen bringen werde, sollen Sie im nächsten Briefe lesen. Ich bin 2c.

Siebenter Brief.

Sie wünschen, ich möchte dem Seelengange unserer Ehsten immer noch mehr nachforschen, und die daher entspringenden Kenntnisse Ihnen ferner mittheilen. Ich liebe Sie, und dieß macht die Erfüllung Ihres Wunsches für mich zur Pflicht. Hören Sie daher, was ich noch von Vorstellungen und abergläubischen Handlungen dieser bedauernswürdigen Leute aus ältern und neuern Zeiten ausfindig gemacht habe.

Ich fange mit einigen Lufterscheinungen an. Seit langer Zeit bildeten sich viele ein, der Donner entstehe dann, wenn Gott dem Teufel nachsetze, ihn erreiche und nieder schmettere. Hierauf gründete sichs, daß die An-

hänger dieses Wahnes alle ihre Thüren und Fenster fest zumachten, damit der gejagte Teufel seine Zuflucht nicht zu ihnen nehmen, und, weil ihn Gott doch immer ereile, der Donner nicht ihr Haus treffen möchte. — Bey einigen bemerkte man, daß sie während eines Gewitters zwey Messer vor einem Hausfenster befestigten, um sich vor dem Einschlagen zu sichern. — Manche, wenn sie zum ersten Mahl donnern hörten, nahmen einen Stein, und schlugen sich damit drey Mahl an den Kopf, um in demselben Jahre allen Kopfschmerzen zu entgehen. — Diejenigen Gegenstände, welche vom Wetterstrahl getroffen worden waren, betrachteten sie mit besonderm Nachdenken, insonderheit aber gewisse große gespaltene Steine; weil sie ebenfalls glaubten, der Teufel habe sich in oder unter dieselben geflüchtet, und wäre daselbst ereilet und mit ihnen zerschlagen worden. — Viele hielten den Regenbogen für die Sichel des Donners, welche von ihm zum Strafen böser Untergottheiten gebraucht würde, wenn sie den Menschen Schaden thun wollten. — Ein großer Theil bildete sich lange Zeit ein, die Hervorbringung und Veränderung des Windes stehe in seiner eigenen Gewalt, und hing zu dem Ende, und gewöhnlich nach derjenigen Gegend, woher

man den Wind wünschte, eine Schlange auf; andere richteten deßhalb ein Beil auf, und suchten ihn durch Pfeifen herbey zu locken.

In Ansehung der Zeiten und Tage machen sie einen großen Unterschied. Einigen legen sie in Ansehung ihrer Verrichtungen besondern Werth bey, und erwarten von ihnen glückliche Erreichung der Zwecke, zu welchen sie durch die an denselben vorzunehmenden Beschäftigungen zu gelangen wünschen; andere hingegen sind in ihren Augen so Unglücks schwanger, daß sie nichts Wichtiges an denselben vorzunehmen wagen. So gewiß sie vom Neumond, wie ich oben bemerkt habe, alles Ersprießliche für ihren um diese Zeit geschlossenen Ehestand erwarten, eben so sehr sind sie davon überzeugt, daß, wenn jemand aus ihren Familien um diese Zeit stirbt, der Verstorbene den Nachbleibenden alles Gedeihen in ihren Unternehmungen rauben und gleichsam mit sich hinweg nehmen werde. Fast alle haben mit manchen hiesigen unaufgeklärten Deutschen den Wahn gemein, daß in dem Hause, in welchem in der Neujahrsnacht ein unerwartetes Geräusch entsteht, welches man nicht so leicht erklären und wovon die Ursache nicht leicht angegeben werden kann, in dem bevor stehenden Jahre einer

von den Bewohnern desselben gewiß sterben werde. — Das Bleichen der Leinwand und das Waschen aller aus derselben verfertigten Kleidungsstücke ist in manchen Gegenden an dem jedesmahligen Quatember etwas unerhörtes; weil man davor hält, daß diese Vorsicht das beste Mittel sey, dem Gewebe eine längere als die gewöhnliche Dauer zu verschaffen. — Viele Bauern, die am Strande wohnen und sich mit der Fischerey beschäftigen, glauben, daß die Zeit zwischen dem Tage aller Heiligen und dem Martinstage für den Fischfang höchst unglücklich sey, wenn sie dieselbe zur Ausbesserung ihrer Netze anwenden: sie vermeiden daher die Ergänzung derselben mit vieler Sorgfalt. Eben so fischen die meisten am Tage des St. Blasius gar nicht; weil sie aus oftmahliger Erfahrung zu wissen vorgeben, daß alsdann schlechterdings nichts gefangen werde, und überhaupt an demselben viel Unglück zur See vorgegangen sey. Vielleicht hat dieser Wahn, ob ich gleich solches nicht gewiß behaupten will, einige Beziehung auf ihren oben erwähnten Glauben an die Wassergötter. — An andern Orten wird auch um diese Zeit keine Wolle gekämmet, um ihre Schafe reichlicher damit zu versehen. — Am Tage Luciä und an der Aschermittwoche wird fast durch-

gängig kein junger Ochse zum ersten Mahl zur Arbeit gebraucht, aus Furcht, seine Hörner möchten sich bald auflösen und mürbe werden. — Eben so heilig wird auch hie und da der Ascher-Mittwoch in der Rücksicht gefeyert, daß man weder nähen noch stricken läßt; weil man im entgegen gesetzten Falle üble Folgen für das Vieh, z. B. Lähmungen an den Füßen befürchtet. — Am Lorenz-Tage richtet man sich so ein, daß man nicht nöthig hat, Feuer zu machen; und diese Vorsicht soll das ganze Jahr hindurch vor Feuersbrunst schützen. — In manchen Bauergesinden werden am Martins-Tage alle Spindeln sorgfältig versteckt; weil man sich dadurch vor der Beschädigung der Schlangen zu sichern glaubt. — Viele haben in Ansehung der Vorbedeutungen der Thiergattungen, welche ihnen des Morgens bey'm ersten Ausgange begegnen, ein eigenes System, nach welchem sie ihre Zufälle für denselben Tag voraus zu bestimmen meinen. — Man hat auch wahr genommen, daß manche den Schafen einen glücklichen Einfluß auf den reifenden Rocken zu schreiben, wenn sie im Herbste das Gras desselben begierig fressen. — Andere behaupten, daß sie in Ansehung derselben ein Experiment machen können, welches ihnen zeigt, ob sie gesund sind und bis auf

den nächsten Sommer leben werden. Zu diesem Ende, sagen sie, dürfe man die Schafe nur auf Rocken führen, und darauf Acht haben, welche bey'm Fressen stehen bleiben, und welche dabey nieder knien. Das letztere sey ein Zeichen der Krankheit und ihres baldigen Sterbens; und in diesem Falle suchen sie sich derselben durch eigenes Schlachten, oder durch Tausch und Verkaufung zu entledigen. — Den Marcus- und Catharinen-Tag hält ein Theil für die Jägerey höchst schädlich: aus dem Grunde schießen sie auch an diesen Tagen kein Wild; denn wer dieß thut, sagen sie, habe das ganze Jahr hindurch kein Glück im Schießen, und sein Gewehr würde dadurch so gar untauglich. — Das Niesen am ersten Weihnachts-Feyertage ist nach vieler Meinung eine Vorbedeutung des Glücks. Sie erwarten aber diese Vorbedeutung nicht bloß vom Zufall, sondern bringen sich auch wohl dieselbe durch häufigen Schnupf-Tabak theils selbst, theils bey solchen, denen sie gut sind, hervor: erfolgt aber das Niesen an gedachtem Tage auf keine Art, so verzweifeln sie an ihrem dießjährigen Glücke und Fortkommen ihres Viehes. — So wie der Donnerstag in ihren Augen in Ansehung der Taufe derjenige Tag ist, welcher dem Kinde das beste Gedeihen ge-

währet, der Freytag hingegen Unglück bringt; so wird auch der Abend des ihnen so heiligen Donnerstags von den meisten durch kein Spinnen, Heitzen der Badstuben u. d. gl. entweihet; wenn es nähmlich in ihrer Gewalt stehet, die Art der Anwendung dieser Zeit zu wählen. Der Freytag ist bey vielen so gar dergestalt verhaßt und übel bedeutend, daß sie an demselben nicht allein, keine Ehen schließen, sondern auch überhaupt nichts wichtiges unternehmen, und an manchen Orten nicht einmahl ihre Basteln verfertigen, oder die Köpfe der Kinder vom Ungeziefer reinigen. — Man hat auch bemerkt, daß sie am Montage höchst ungern Besuche annehmen; weil sie dieß als ein gewisses Zeichen ansehen, daß sie die ganze Woche hindurch von Fremden beschwert seyn werden. — Eben so säen sie gern in den ersten Tagen der Woche ihren Hopfen, voll Zuversicht, daß er die nächsten Jahre hindurch tragen werde. — Der May-Regen hat nach einiger Meinung die Kraft schönes Wachsthum in Ansehung des Körpers und der Haare hervor zu bringen, wenn man sich demselben in der Jugend mit entblößtem Haupte aussetzt; man läßt daher solches um diese Zeit auch den Kindern häufig thun. — Vor dem Georgs-Tage wird dem Viehe nicht leicht eine Glocke angehängt,

und ein Versehen dieser Art setzt dasselbe unstreitig den Nachstellungen der wilden Thiere aus. — Im April-Monath wird in den meisten Gesinden die Verfertigung der Viehglocken schlechterdings unter sagt, weil man überzeugt zu seyn vorgibt, daß sie dadurch einen Klang bekommen, welcher die wilden Thiere noch mehr herbey locken müsse. — Den Morgenthau halten sie für höchst nützlich; und wenn sie in demselben ihre Heusensen mit größter Stille verfertigen, so glauben sie selbigen dadurch eine bessere Schneidekraft mitzutheilen.

Unter allen Gegenständen, welche den Geist der Ehsten auf eine abergläubische Weise beschäftigen, hat von jeher in dieser Rücksicht keiner so sehr auf ihn gewirkt, keiner zu ungereimtern Vorstellungen und Schlüssen, und zu erträumteren Verbindungen heterogener Ursachen und Wirkungen mehr Anlaß gegeben als die Viehzucht. Sie können sich solches leicht erklären, wenn Sie nur bedenken, daß dem Bauer diese Sphäre die wichtigste und vertrauteste ist und seyn muß, vorzüglich aber in unserm Lande, wo ihm nichts so eigenthümlich gehört, wo er mit nichts so frey umgehen kann, wo ihm nichts so gewissen, ihm allein zu gehörigen Nutzen bringt als sein Vieh.

Was Wunder ist es demnach, wenn er hierauf sein stetes Augenmerk richtet, und durch die Länge der Zeit und zufällige Erfahrungen eine ungeheure Menge von glücklichen und unglücklichen Vorbedeutungen für sein eigentliches Eigenthum erlernet zu haben glaubt; da noch über dieß kein Mensch mit der zur richtigen Beurtheilung solcher Erfahrungen nöthigen Empfänglichkeit und Scharfsinn weniger ausgerüstet ist als er. — Von den tausend dahin gehörigen unsinnigen Vorstellungen werden Sie doch wahrscheinlich auch einige wissen wollen? Nun, weil denn dieser Brief in Absicht auf die vorseyende Materie wahrscheinlich der letzte ist; so will ich Ihnen auch noch alles mittheilen, was mir hiervon nur einigermaßen beträchtlich scheinet, ohne an die dadurch entstehende zu große Länge meines dießmahligen Schreibens zu denken.

Man kann die meisten wunderlichen Begriffe, welche die Ehsten von dem zahmen Vieh und dessen Feinden, den wilden Thieren hegen, noch als Abkömmlinge derjenigen Zeiten betrachten, in welchen der selige Pastor Bökler seine wenigen Blätter heraus gab. Wenigstens hat man noch ganz neuerlich von seinen Angaben hie und da sehr viele bestätiget gefunden. So

glauben sie zum Beyspiel von dieser Zeit an bis auf die unsrige, Friedlichkeit der wilden Thiere und Hemmung ihres Raub-Instincts hervor zu bringen, wenn sie selbige in Fällen, wo sie von ihnen reden müssen, mit Nahmen belegen, die ihnen nicht eigen, sondern von ihrer Farbe und äußern Beschaffenheit hergenommen sind; indem dergleichen Benennungen wohlklingender und mithin für die Raubthiere selbst auch besänftigender seyn sollen. So nennen sie zum Beyspiel den Fuchs, mit sorgfältiger Vermeidung des üblichen Nahmens, Hallkuhb (Graurock) den Bären hingegen Laýjalgk (Breitfuß). Auch hat man an andern Orten den Bericht jenes Gelehrten bewährt gefunden, wenn er sagt: daß sie bey der ersten jährlichen Austreibung des Viehes unter der Schwelle, über welche es zuerst treten muß, Eyer vergraben, um demselben dadurch nützlich zu werden, und sein etwaniges Ungemach gleichsam zu bannen. Bey einer eingerissenen Viehseuche entdeckte man auch, daß sie ein Stück von der Heerde unter der Thüre des für dieselbe Gattung Vieh bestimmten Stalles vergruben, um so zu sagen, dem Tode ein Söhnopfer zu bringen, und dem Viehsterben ein früheres Ende zu machen. — Bey einigen bedeutet der zufällige Umstand, wenn das Vieh von der Weide nach Hause

kommt, und noch Gras käuet, bevor stehenden Heumangel. — Dem Wolfe glaubt man dadurch zuweilen einen andern Weg anzuweisen, wenn man in seine Spur Salz streuet; und man freuet sich inniglich, daß er so dann denselben Weg zum Schaden der diese Gegend bewohnenden Leute nicht mehr gehen kann. — Ein ungewöhnlich starkes Heulen der Wölfe am frühen Morgen hielt man ehedem für ein sicheres Merkmahl bevor stehender Pest, und berief sich dabey auf Erfahrung: da aber der Erfolg nicht immer dieser Furcht entsprach; so halten es viele neuere für Vorbothen einer großen Hungersnoth. — In ältern Zeiten ging der Aberglaube der Ehsten so weit, daß sie bey dem starken Geheule der Wölfe dafür hielten, diese Thiere ruften Gott um Nahrung an, und er werfe ihnen hierauf Klumpen aus den Wolken zu. — Ueberhaupt machen sich einige von den Wölfen auch die Vorstellung, daß man sie zum baldigen Fallenlassen eines geraubten Schafes, Schweines u. s. w. zwingen könne, wenn man, so bald man solches gewahr würde, etwas von seinem Anzuge oder von den in der Tasche befindlichen Sachen fallen ließe; weil der Wolf dadurch seine Last zu schwer finden und sie sinken lassen müßte. — Bey andern hat man

wahr genommen, daß sie das Aeußerste eines Flügels von einem Huhne bey sich trugen, und, auf Befragen, dieß als Ursache davon angaben, daß solches ein Mittel sey, das frühe Aufstehen zu befördern. — Den Nahmen des Hasen lassen sie nicht gern oft nennen; weil sie meinen, er werde dadurch herbey gelocket, ihrem Rockengrase Schaden zu thun. — Wenn ein Hahn oder Huhn in einem Hause oder Hofe im Gehen einen Strohhalm nach sich schleppet, so hört man nicht selten das Urtheil, daß dieß eine baldige Leiche in diesem Hause bedeute; und da muß sich dann das Geschlecht des Menschen, der bald sterben soll, nach dem Geschlecht des Geflügels, von welchem man die Vorbedeutung hernahm, richten. — Sie glauben fast durchgängig ein Huhn zum Eyerlegen zu vermögen, wenn sie dasselbe mit einem alten Besem schlagen. — Einige legen bey dem ersten Austreiben des Viehes ein Ey vor die Stallthüre, und bestimmen hieraus den nähern oder spätern Tod desselben: denn dasjenige Thier, welches das Ey zertritt, ist zu einem baldigen Tode reif; weßhalb man es auch bald zu verkaufen suchet. — So wird es auch durch die Erfahrung bestätiget, daß viele Bauern die ersten Kälber junger Kühe gern verkaufen. Man war anfangs nicht auf-

merksam genug, ihre thörigten dieses Verfahren betreffenden Gründe zu erforschen, bis endlich ein Deutscher unbemerkt wahr nahm, daß diese Gewohnheit nur da herrsche und daher rühre, wo und weil die Wirthinn das erste Kind ihrer Mutter ist: denn wenn dieß der Fall ist, so kann, nach ihren Gedanken, kein Kalb gedeihen. — Man hat auch einige überrascht, die bey der Geburt der Kälber, unter dem Kreißen der Kühe ihre eigenen Köpfe in die Höhe hielten, um dadurch dem Kalbe Leben und Gedeihen zu gewähren. — In solchen Gesinden, wo viel Schafe gehalten werden, hat man die Vorsicht bemerket, daß niemand die Füße mit Lauge wäscht; weil dieses einen bösen Einfluß auf die Schafe haben soll. — Es ist an einigen Orten nicht bloßer Zufall sondern absichtliche Sorgfalt, das Joch des Ochsen, dessen er so eben entledigt worden, oder vermittelst dessen er eben angespannt werden soll, nicht auf der bloßen Erde liegen zu lassen; weil man solches für ein Zeichen einer baldigen Durchreibung oder Verwundung desselben ansieht. — Bey ihren Mahlzeiten scheuen sie sich sehr, der schädlichen Thiere und Insecten lebhaft und oft zu erwähnen; auch machen sie wohl den von Vorurtheilen freyen Deutschen Vorwürfe darüber, in der Meinung,

daß solche öftere Erwähnung während dem Essen die Zahl und Gefräßigkeit solcher Thiere und Ungeziefers vermehre. — Oft hat man es, um auch von dieser Seite ihre Denkungsart kennen zu lernen, darauf angelegt, zu erfahren, was sie von dem Feuer für Begriffe hätten, und man hat gefunden, daß sie bey entstandenen Feuersbrünsten dieselben dadurch zu hemmen glaubten, wenn sie ein schwarzes lebendiges Huhn als Opfer in das Feuer warfen. —

Noch muß ich einiger abergläubischen Einbildungen gedenken, die sie in Ansehung mancher andern Dinge und Vorfälle hegen. Wenn sie z. B. ihre Korn- und Mehlkasten reinigen sollen, so muß schlechterdings noch ein kleiner Rest von dem vorigen darin bleiben; weil eine gänzliche Ausfegung desselben Unsegen nach sich ziehen soll. — Kein Bauer gibt mit Gleichgültigkeit Erde von seinem Acker; weil er, wie er besorgt, auch einen guten Theil seines Segens mit weg geben würde. — Verschiedene Ehsten lassen ungern jemanden über ihren Gurt steigen, indem sie dadurch die Krätze zu bekommen glauben. — Man nimmt sich sehr in Acht, mit dürren Reißern geschlagen zu werden; weil man sodann einer Auszehrung oder über-

triebenen Magerkeit nicht leicht entgehen zu können sich einbildet. — Als eine deutliche Spur des ehemahligen Heidenthums ist die hie und da noch herrschende Gewohnheit zu betrachten, nach welcher sie von einem neu angeschnittenen Brote etwas weniges weg werfen, auch einige Tropfen aus ihrem vollen Trinkgeschirr mit Fleiß auf die Erde fallen lassen; und schon Bökler sieht dieß zu seiner Zeit als eine Art des Opfers an, welches einem unsichtbaren Geiste, oder wohl gar dem Teufel gebracht werde. — Sehr viele Wirthe sehen sehr scheel dazu aus, wenn man die Tiefe ihrer Brunnen (mit welchen alle Bauerhöfe versehen sind) zu erforschen sucht; weil solches, nach ihrer Meinung, das Austrocknen des Brunnens zur Folge hat. — Mancher Ehste gibt aus dem oben bey der Ackererde und bey der Reinigung der Getreidebehältnisse gedachten Grunde keinesweges alle sein Geld auf Einmahl aus seinem Beutel; sieht er sich aber dazu genöthigt, so läßt er wenigstens seinen Speichel in denselben fallen. — Man nimmt die Waschhölzer sorgfältig vor Dieben in Acht, so leicht sie auch wieder zu machen sind; weil ein solcher Verlust Mangel — an Asche nach sich zieht. — Die Viehhirten werden in einigen Gegenden, wenn sie das Vieh zum ersten Mahle im Jahre von der Weide

nach Hause treiben, bey ihrer Ankunft mit Wasser benetzt, welches dem Viehe ersprießlich seyn soll. — Zur Saatzeit werden die Schafe selten geschoren; weil dann die Wolle nicht recht wieder wachsen soll. — Einige pflegen den bey'm Ausführen vom Wagen gefallenen Mist aus dem Grunde nicht wieder aufzunehmen, weil es Fruchtbarkeit der Wandläuse und andern Ungeziefers in ihrem Hause hervor bringet. — Eben dieß unterlassen sie auch bey'm Wegführen des Mistes auf den Acker; denn in diesem Falle soll es viel Brandkorn und Kornwürmer verursachen. — Manche enthalten sich bey'm Ausrupfen des Flachses alles Redens, und so gar, nach geschehenen Fragen und Grüßen, des Antwortens und Dankens; weil sie glauben, der Flachs werde im Gegentheil nicht gedeihen. — Bey Verwechselung ihrer Häuser haben die Ehsten auch eigene Vorbedeutungen, von welchen man auch hie und da etwas erfahren hat. Wenn z. B. der Wirth, der so eben einen neuen Bauersitz bezogen hat, gewahr wird, daß ihm in seiner neuen Wohnung zuerst ein Thier mit rauchen Füßen stirbt, so schließt er daraus, daß Seegen auf derselben ruhe; ist aber sein erster Verlust der zufällige Tod eines Geflügels mit unbedeckten Füßen, so wird er

traurig, und befürchtet stete Armuth und steten Rückgang in seinen Unternehmungen. — —

Und so hätten Sie denn das Meiste von dem, was ich bisher von dem Aberglauben der Ehsten, theils durch eigenes Ausforschen, theils durch mündliche und schriftliche Beyträge vieler meiner hiesigen Wahrheit liebenden Freunde, habe auftreiben können. Vielleicht lasse ich mich noch einmahl, wenn ich Muße genug habe, auf eine nähere Untersuchung und Beschreibung des Ursprungs und National-Charakters, der Haushaltung, der Gebräuche und anderer Denkwürdigkeiten dieses Volks ein, die dem Auslande noch keinesweges so bekannt sind, wie sie es verdienen. Ueberhaupt wäre es wohl der Mühe werth, daß mehrere mit Beobachtungsgeist und philosophischem Scharfsinn ausgerüstete Männer, welche sich lange Zeit in diesem Lande aufgehalten, und dessen Bewohner mehr mit untersuchenden als verächtlichen Augen angesehen, und ihnen nachgespüret haben, ihre Erfahrungen und Bemerkungen der Welt vor Augen legten.

Doch ich will meinen Briefwechsel über diesen Gegenstand hiermit schließen, zuvor

aber noch folgende Anmerkung hinzu fügen: So wie man wahr genommen hat, daß die Menschen zu allen Zeiten, unter allen Völkern und in allen Ständen gewöhnlich von einem Extrem auf das andere gefallen sind, aus abergläubischen und fanatischen Schwärmern gern Freygeister werden, und von dem Zuviel in das Zuwenig übergehen; so hat man diese Erfahrung auch in neuern Zeiten bey vielen Ehsten machen können. Es gibt unter beyden Geschlechtern (freylich nach ihrer Art) Leute, die man unter andern Himmelsstrichen starke Geister nennen würde, die sich über allen Aberglauben ihrer Brüder und Schwestern hinweg setzen, zum Verdruß ihrer Mitgenossen ihn oft lächerlich machen; aber dabey auch in der Ausfegung alter Vorurtheile sich so wenig Schranken zu setzen wissen, daß sie auch Ideen, welche mit den Glaubenslehren des Christenthums wesentlich zusammen hängen, oft mit spottender Miene und Sprache bestreiten, und sich auf ihren Scharfblick, den sie vor allen andern zu besitzen glauben, oft zu viel einbilden. Wenn es dann nur noch bey solchen (wenn ich mich dieses Ausdrucks von einem größtentheils einfältigen Volke bedienen darf,) theoretischen Freygeistern bliebe; so würde der auf-

geklärte Beobachter an manchen dieser Leute die nach und nach erwachende Vernunft mit Wohlgefallen erblicken, und die erste, freylich strafwürdige und schädliche Anwendung derselben aus Vergnügen über die aus der Finsterniß hervor brechende Dämmerung vergessen. Auch würde die Betrübniß des Menschenbeobachters über den groben Aberglauben des größten Theiles dieser Nation nicht so groß seyn, wenn man, ich will nicht sagen, mehr Herzensgüte, sondern bloß eine wachsende Einschränkung seiner oft mehr als thierischen Sinnlichkeit, weniger schreckliche Ausbrüche der Leidenschaften, mehr simple Befolgung der Naturgebothe und Gewissensregungen, weniger Ausübung unmenschlicher Laster gewahr würde. Aber, Freund, wie blutet mir das Herz, wenn ich in meinem Kreise vom Lande her fünf, sechs und mehr Sodomiten auf Einmahl in's Gefängniß führen sehe, welche sich mit Kühen und andern Thieren eingelassen haben; wenn ich höre, daß man dergleichen noch unter dem Ehstnischen Gesinde in Städten antrifft; daß die bisherigen Strafen noch keine Aenderung und Besserung bewirkt, und bis jetzt noch keinen tiefen Eindruck gemacht haben!! — Doch ich wollte Sie keinesweges mit Beschreibung der Laster

und Ausschweifungen unterhalten, welche unter diesem Volke im Schwange gehen, sondern bloß die Verirrungen seines Verstandes aufdecken. Es ist dieß ohnehin eine Beschäftigung, welche die Natur empört, so daß hiervon kein gefühlvoller Correspondent viel und mit Gleichgültigkeit würde schreiben können. Vor einigen Jahren glaubte man mit ziemlich hohem Grade der Gewißheit, es werde in Zukunft von vorgedachtem Hauptlaster immer weniger gehört werden; aber man täuschte sich, und diese Teuschung war für den Menschenfreund, der die Menschenwürde kennt, und wo er sie entehrt und herabgewürdigt erblickt, sie wieder erhöht zu sehen wünscht, um so nieder schlagender, je gewisser seine vormahlige Erwartung einer practischen Aufklärung dieser Leute gewesen war. Und gesetzt, es sollte die Behauptung vieler hiesigen Staats und Landes kundigen Männer, daß es für das allgemeine Beste und selbst für dieses an Sklaverey gewöhnte Volk ersprießlich sey, den politischen Schleyer vor ihren Geistesaugen fort dauern zu lassen, gegründet seyn; so müssen und dürfen wir dennoch wenigstens wünschen, daß sich eine gründlichere Kenntniß der Natur- und Christus-Religion immer mehr ausbreiten und

tiefere Wurzeln fassen möchte; daß jeder aufgeklärte Deutsche, besonders aber diejenigen, welche von heiliger Stäte diese heilsame Kenntniß zu verbreiten vorzüglich verpflichtet sind, und hierzu ein besonderes Recht und besondere Geschicklichkeit haben, nach bestem Vermögen das Ihrige dazu beytragen möchten, Verstand und Herz der armen Ehsten immer mehr aufzuklären und zu bessern. Die Lehrer insonderheit (ich rede nicht von allen; denn viele verdienen wegen der väterlichsten Bemühungen zum Nutzen ihrer Gemeinden Ehrfurcht) dürften dann nicht zufrieden seyn, ihr Amt bloß nach der Kirchenvorschrift und wegen gewöhnlicher Kirchen-Visitationen zu verwalten, sondern sie müßten, wie es in Deutschland viele rechtschaffene Landprediger thun, dem Aberglauben, der Ruchlosigkeit und jedem unsittlichen Wesen der Landleute bis in die tiefsten Winkel nachspüren, und durch die besten Mittel, durch gründliche Belehrung über Natur, Religion, Zweck Gottes bey Erschaffung der Menschen u. s. w. dem Verstande und Herzen dieser in's Seelenelend versunkenen Leute fleißig zu Hülfe kommen; sie müßten sich zu ihrem kleinen Ideenkreise immer mehr herab lassen und aus dem Mittelpuncte desselben ihn immer mehr zu erwei-

tern trachten, ohne sich mit Her-Declamirung unverständlicher Gemeinsätze zu begnügen. Es gibt hier, ich wieder hole es nochmahls, schon verschiedene solcher hellsehenden menschenfreundlichen Landprediger, und ich bitte, meine Wünsche nicht etwa so auszulegen, als ob man von dem Gewünschten noch gar keine Spuren erblicke; ich will dadurch bloß so viel sagen, daß dieses Bestreben allgemeiner werden, und die Einschränkung der Belehrung auf einen bestimmten Ort und gewisse Zeiten wegfallen sollte. Leben Sie wohl! —

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scherwinzky, Christian Friedrich,

Etwas über die Ehsten besonders über ihren Aberglauben

Leipzig 1788

Russ. 36
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11019273-5
VD18 11366028